Marotte.

Humoristischer Roman

von

Graf Ulrich Baudissin.

Motto: Ich merke, dieses Stück läßt sich ohne sonderlichen Nachtheil wie eine gute Uhr vor- und rückwärtsstellen.
(Tieck's „Prinz Zerbino“.)

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1871.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erstes Kapitel.

Lamentationen eines Liebenden. Rückblicke. Die schwarzäugige Margot als Briefbotin und Roland als Freier. Vier Verbündete.

Es waren mehrere Tage verflossen, seit Marotte dem Prinzen von Savoyen die Weisung gegeben, Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr nach dem Fensterladen im obern Stockwerke des Thurmes zu schauen, wo sie das Zeichen geben wolle, wenn Abends ein Pfeil mit einem Briefe nach der Stechbahn gesendet werden solle.

Unserm jungen Freunde saß mittlerweile ein anderer Pfeil tief im Herzen; davon hätte sich Jeder überzeugen können, der Gelegenheit gehabt, ihn zu beobachten, wenn er in einsamen Stunden seiner Laute die wehmuthvollsten Klagetöne entlockte und dabei mit gen Himmel gehobenen Blicken recht inbrünstig seufzte, als wolle er sagen: „O, o ich weiß es ja, ich fühle es ja, mit jedem Schlage dieses wunden, schwer getroffenen Herzens müssen die grau=

samen Qualen sich steigern, bis es zuletzt sich tropfenweise verblutet haben wird in tödtlichem Weh!"

Und wenn er dann, die letzten Todeszuckungen gleichsam musikalisch illustrirend, sein Spiel mit drei oder vier gräßlichen Dissonanzen unterbrach und dabei ein gewaltsam hervorgepreßtes „Ha!" hören ließ, oder wenn er die Laute bei Seite warf, das Medaillon mit dem Miniaturbilde aus dem Busen riß, es mit überströmender Innigkeit küßte und dann mit einem schwach gehauchten: „O, Maria!" vor die thränenfeuchten Augen hielt — wahrlich, ich möchte die Leser und Leserinnen sehen, die bei diesem Anblicke nicht mitgeseufzt und unter dem Ausrufe: „Armer, unglücklicher Jüngling!" wohl auch ein Weniges mitgeweint hätten.

Uebrigens mögen sich die theilnehmenden Leser und Leserinnen beruhigen; so gar unglücklich war Bruno denn doch nicht, und mit den Todeszuckungen und dem tropfenweisen Verbluten hatte es nun erst recht keine Gefahr. Ja, um die volle Wahrheit zu sagen, es war eigentlich nur wenn er Abends unter dem Hollunderbusch vergeblich auf Marotten gewartet, nachdem er Nachmittags schon vergeblich nach dem Fensterladen geguckt hatte, daß er in so herzbrechender Weise lamentirte, wogegen er zu anderen Zeiten, z. B. wenn er mit seinen neuen Freunden die ritterlichen Uebungen anstellte, an denen alle jungen, kräftigen Männer so großen Gefallen finden, recht munter

sein konnte. Ich sage dies zur Ehrenrettung meines Helden, den sonst Dieser oder Jener für einen recht ausbündigen Schmachtlappen halten könnte, was mir um seinetwillen leid thun würde.

Unglücklicherweise war Bruno, wenn er Nachmittags zu der bestimmten Stunde nach dem Fensterladen an der nördlichen Seite des Thurmes schaute, nicht sehr vorsichtig zu Werke gegangen: der Ritter Florian war darauf aufmerksam geworden.

Und der Ritter Florian seinerseits hatte sein Befremden darüber nicht sehr geschickt zu verbergen gewußt: Bruno war darauf aufmerksam geworden.

Man hätte sie mit zwei Taschendieben vergleichen können, die zufällig im gleichen Moment in die nämliche fremde Tasche gegriffen und sich nun mit erstaunten Blicken fragen: „Deine langen Finger hier, Freund?“

Für sein Leben gern hätte Bruno den Ritter Florian ausgeforscht, was in aller Welt es ihn, den Ritter vom Friseurladen kümmere, ob er, Bruno, nach dem Thurm hinüberspähe oder nicht. Doch ein solches Ausholen wäre so nutzlos wie unklug und indiscret gewesen, und er mußte vor der Hand in seiner Unwissenheit beharren. Schade, daß er die Frage nicht an mich richten konnte; er hätte alsdann Alles erfahren, was ich, um deine Neugierde zu befriedigen, lieber Leser, jetzt sogleich auseinandersetzen werde.

Florian's Vater und der Herzog waren nahe Verwandte. Der Letztere war so reich wie Crösus, der Erstere so arm wie Lazarus. Dem Lazarus kam die sonderbare Monomanie des Crösus sehr zu statten: sie machte ihn zum Oberstallmeister am burgundischen Hofe — ein Amt, mit welchem er hätte zufrieden sein dürfen.

Das heißt, wenn es überhaupt in der Natur der Menschen läge, mit dem zufrieden zu sein, was sie haben, das ist aber Niemand, am allerwenigsten ein Lazarus.

Um mich kurz zu fassen: der Oberstallmeister speculirte auf den gesammten unermeßlichen Reichthum seines herzoglichen Vetters. Dieser Reichthum war freilich zunächst das Erbe der Prinzeß Maria, doch durch die Prinzeß konnte er in die Hände seines theuren Sohnes Florian kommen.

Der Plan war so übel nicht, und wieder kam ihm hiebei eine Schrulle des Herzogs zu statten, denn um wie viel leichter mußte es nicht seinem theuren Florian werden, Mariens Herz und Hand zu gewinnen, da außer ihm ja kein männliches Individuum ihr auf dreihundert Schritte nahen durfte, mithin die Hindernisse vollständig ausgeschlossen waren, die sonst wohl Bewerbern um Liebe und Reichthum durch kecke Nebenbuhler bereitet werden.

Als Cousin und Cousine waren Florian und Maria mit einander aufgewachsen. In ihren kindlichen Spielen hatte selbst das Fräulein de Chanteraine nichts Arges

gesehen; doch aus dem Knaben war ein Jüngling, aus dem kleinen Mädchen eine Dame geworden, und nun witterte die argwöhnische Duenna eine Gefahr, gegen welche sie auf ihrer Hut zu sein beschloß.

Sie hatte auch hinsichtlich Florian's sich nicht geirrt; denn noch bevor er die mindeste Wirkung der theuer bezahlten Barterzeugungs-Pomade spürte, fiel es ihm eines schönen Tages ein, daß ihm Maria dereinst mehr sein könnte als eine Schwester.

Mit holdem Erröthen vertraute er diesen Gedanken seinem großstallmeisterlichen Papa, und der Papa, hocherfreut, einen so ausnehmend frühreifen und gescheiten Sohn zu besitzen, sprach sich gegen diesen ganz offen über den glänzenden Plan aus, den er hinsichtlich seiner schon längst entworfen hatte, wobei er seinem Florian übrigens den väterlichen Rath ertheilte, mit äußerster Vorsicht zu Werke zu gehen, da ein vorschnelles Verrathen seiner noch sehr jugendlichen Neigung leicht alle ihre Hoffnungen zu nichte machen könnte.

Und darin lag durchaus keine Uebertreibung, denn ganz abgesehen von gewissen astrologischen Prophezeiungen des alten Angelo Catto, die dem Oberstallmeister und seinem Sohne hinderlich werden konnten, war der Herzog fest entschlossen, seine Tochter niemals zu verheirathen, indem er nämlich die unerschütterliche Ueberzeugung hegte, daß ihr die Ehe nur Unglück bringen würde.

„Lieber, als daß ich Maria einem Manne zur Frau gebe, gehe ich, die Welt zu vergessen, in ein Kloster der Franciscaner," hatte der Herzog oftmals geäußert, und der Herzog widerrief nie, was er auch nur ein einziges-mal gesagt.

Der frühreife und gescheite Florian merkte sich die gute Lehre, welche ihm sein Papa gegeben. Er begriff, daß erst eine ferne Zukunft ihm die Erfüllung seiner goldenen Träume bringen könne und er vor der Hand lediglich darauf bedacht sein müsse, die Zuneigung, welche ihm die Prinzeß geschenkt, sich unvermindert zu erhalten.

Mit des Herzogs Wissen und Genehmigung — auf St. Hubert geschah nichts ohne des Herzogs Wissen und Genehmigung — hatte der frühreife Florian, als er einst längere Zeit abwesend war, seiner schönen Cousine geschrieben. Die Briefe waren höchst unschuldiger Art, ein Engel hätte sie lesen können; es gehörte in der That die mehr als himmlische Reinheit des Fräuleins de Chanteraine dazu, an Ausdrücken Anstoß zu nehmen, wie: „Gib deinem Edelfalken, dem wackeren Grippe-agile, einen Kuß von mir", oder: „Daß dein Schoßhündchen, die kleine Alma, Mutter geworden, erregt meine ganze Theilnahme".

Der Herzog konnte denn auch der Chanteraine nicht so recht beipflichten, als diese ihm die Nothwendigkeit vorstellte, daß ein Briefwechsel „dieser Art" aufhören müsse. Andererseits sah er aber auch nicht die Nothwendigkeit

einer Fortdauer desselben ein, und es wurde decretirt: „Keine Briefe mehr!"

Florian kehrte nach St. Hubert zurück, doch nun widersetzte sich die Chanteraine seinen Besuchen im Thurm. Sie konnte sich nun einmal keinen Mann, jung oder alt, hübsch oder häßlich, klug oder dumm, anders vorstellen, als einen geschworenen Feind und listigen Verfolger alles Sittlichen und Reinen. Am liebsten hätte sie dem Herzog selbst den Zutritt zu ihrer Feste verweigert, und nur mit der äußersten Selbstüberwindung fügte sie sich der Nothwendigkeit, daß der alte Angelo Catto in Krankheitsfällen zu ihrer Schutzbefohlenen gerufen wurde. Daß er Marien den Puls fühlte, galt ihr als eine hassenswerthe Profanation des Reinen, wogegen sie recht beifällig lächeln konnte, wenn die Prinzeß auf Verlangen dem alten Manne die Zunge zeigte, denn gar nicht besser, so äußerte sie sich einst gegen Marotte, könne man mimisch dem bösen Männervolke seinen Abscheu zu erkennen geben.

Warum nun mußte Florian die Prinzeß besuchen?

Zwar wollte es dem Herzog nicht recht einleuchten, daß „solche Besuche" durchaus unstatthaft seien, doch konnten sie freilich auch ohne Schaden unterbleiben, und es wurde decretirt: „Keine Besuche mehr!"

Keine Briefe mehr? — Das paßte gar nicht in den Operationsplan des Ritters Florian, denn wie sollte er sich die Zuneigung der Prinzeß bewahren, wenn er ihr

nicht hin und wieder in schön gesetzten Worten seine innige Ergebenheit bezeigen und zugleich das blendende Licht seines Geistes vor ihr leuchten lassen durfte?

Keine Besuche mehr? — Das war noch schlimmer; denn wie sollte er den tiefen Eindruck, den er, wie er annahm, auf ihr Herz gemacht, ungeschwächt erhalten, wenn er ihr nicht ab und zu die ausnehmenden Vorzüge vor Augen stellen durfte, mit welchen ihn die gütige Natur so reichlich beschenkt hatte, und die durch glänzende Rittertrachten zur vollsten Geltung zu bringen er so wohl verstand?

Es trafen Umstände ein, die es gerade zu der Zeit, da diese wahre Geschichte beginnt, dem Ritter Florian doppelt wünschenswerth machten, die Prinzeß zu sehen. Ihr letztes Zusammensein war von einem kleinen Zwischenfall begleitet gewesen, der ein wenig verstimmend auf Marien wirkte; sie hatte sich beim Abschiede kalt und zurückhaltend gezeigt. Es drängte ihn, der Cousine sein Bedauern hierüber auszudrücken und die an sich unbedeutende Mißhelligkeit aufzuklären. Dies war der eine Umstand. Ein weit wichtigerer aber war der, daß des Herzogs Befinden in letzter Zeit großen Schwankungen unterworfen gewesen und ein paarmal sogar zu sehr ernsten Besorgnissen Anlaß gegeben hatte. Da war es denn im Hinblick auf gewisse Eventualitäten überaus wichtig, den Boden genau sondirt zu haben, auf welchem das stolze Gebäude seiner Hoffnungen ruhte.

Man wird jetzt leicht errathen, was es für ein Dienst war, den der Ritter Florian von dem Pagen Antonio begehrt, der Page aber zu leisten rundweg verweigert hatte. Es handelte sich dabei um einen Brief, den Antonio heimlich der Prinzeß in die Hand spielen, und durch welchen diese bewogen werden sollte, dem Ritter ein Rendezvous zu geben.

Antonio hatte das Anliegen von sich gewiesen, nicht sowohl, weil er dadurch in schlimme Händel verwickelt werden konnte, als vielmehr in der Ueberzeugung, daß Florian's Liebesbewerbung bei der Prinzeß nimmer ein geneigtes Ohr finden werde. Letzteres hatte der Page dem Ritter auch ziemlich unumwunden zu verstehen gegeben; seine Worte hatten indeß eine ganz andere Wirkung, als die beabsichtigte; sie überzeugten nämlich den Ritter keineswegs, sondern beunruhigten ihn nur lebhaft, so daß es ihm nun um so dringender nothwendig erschien, seinen Zweck zu erreichen.

Florian war auch nicht lange rathlos, wie er dies bewerkstelligen solle. Wollte nämlich Antonio durchaus nicht den Liebesboten machen, ei nun, so konnte ja wohl die nette, kleine, schwarzäugige Margot dazu bewogen werden.

Die nette, kleine Margot, von der wir bereits wissen, daß sie auf das Herz des neugebackenen Knappen Roland einen so tiefen Eindruck gemacht hatte, war eine im Dienst

der Prinzeß stehende Kammerzofe, deren schwarze Augen oft mit großem Wohlgefallen auf dem netten Ritter geruht hatten, was diesem keineswegs entgangen war. Margot besaß ein weites Herz, und nicht leicht schlug sie Jemandem eine Bitte ab, wenn die Erhörung im Bereich des Möglichen lag. Hierauf nun rechnete Florian.

Margot ließ sich jedoch bei dieser Gelegenheit nicht so ohne weiters erbitten, denn sie überdachte die möglichen Folgen, und vor ihrem ahnungsvollen Geiste tauchte eine furchtbar drohende Schreckensgestalt auf, ein flammendes Racheschwert schwingend über ihr schuldbeladenes Haupt. Die Gestalt glich auf ein Haar dem Fräulein de Chanteraine — schaudernd wendete sich Margot von dem beredten, heftig drängenden Ritter ab und suchte ihr Heil in der Flucht.

Hiegegen läßt sich vernünftiger Weise nichts einwenden, doch nun that Margot etwas, das der strenge Moralist unbedingt verdammen wird: sie plauderte Alles, was der Ritter Florian ihrer feierlichst beschwornen Verschwiegenheit anvertraut hatte, nicht allein an ihren Anbeter Roland, sondern auch an die Zwergin aus.

Die Zwergin hegte schon seit lange einen geheimen Groll gegen den Ritter wegen einiger Witzeleien, die er sich hinsichtlich ihrer kleinen, verwachsenen Figur erlaubt hatte. Dies war ein Punkt, in welchem sie keinen Spaß verstand, und sie hatte sich vorgenommen, gelegentlich an

dem Spötter Revanche zu nehmen. Die Gelegenheit schien ihr günstig, sie stellte der leicht zu lenkenden Margot vor, daß es thöricht und albern sei, auf die hübsche goldene Broche zu verzichten, welche ihr der Ritter als Lohn für ihre Gefälligkeit versprochen; sie solle keine solche Gans sein, sondern Beides, die Broche und den Brief, nur in des Kuckuks und seines Küsters Namen in Empfang nehmen; das Weitere wollten sie dann gemeinschaftlich berathen, und es werde sich Alles schon machen, ohne daß ihnen Fräulein de Chanteraine dafür mit einem flammenden Schwert die Köpfe abschlage.

Noch am nämlichen Tage befand sich denn auch der vielbesprochene Brief in Margot's Händen. Was damit geschah, werden wir bald erfahren, zuvörderst aber dürfte es nothwendig sein, über Roland und die zwischen ihm und Margot obwaltende Beziehung etwas Näheres mitzutheilen.

Der gute Roland ist, seit wir uns zuletzt mit ihm beschäftigten, ein ganz Anderer geworden; seine Haltung zeugt von stolzem Selbstbewußtsein, seine Miene ist oft feierlich und unergründlich, sein Benehmen gegen Gleichgestellte hat etwas Herablassendes, kurz, man erräth leicht, daß er sich mit überschwenglichen Hoffnungen trägt. Und zwar hat sich diese Wandlung vollzogen, seit Roland weiß, daß er unter dem Dache eines wirklichen Herzogs weilt, und daß sein Herr dessen Tochter, also eine wirkliche

Prinzeß, liebt und zu heirathen wünscht. Roland findet es jetzt ganz in der Ordnung, daß man den jungen Grafen zum Prinzen gemacht hat, und er sonnt sich mit größtem Wohlbehagen in dem Strahlenglanze, der, wie er wähnt, dadurch auf ihn selber zurückgeworfen wird. Allerdings ist der ihm beigelegte Titel eines Knappen nicht so recht nach seinem Geschmack, doch hält er einen Knappen immerhin für etwas Besseres als einen bloßen Diener, und er träumt von weiteren Standeserhöhungen, die nicht ausbleiben können, wenn dereinst die Verbindung des Prinzen von Savoyen mit der Prinzeß von Burgund stattgefunden haben wird.

„Ick stehe nämlich unermeßlich hoch in die Junst des Prinzen," betheuerte er der hübschen Margot, „denn, weeßte, Margot, durch die Liebe Sr. Durchlaucht zu deine Herrin und meine Passion für dir ist mein Schicksal sehr eng mit das seinige verflochten, wir wandeln so zu sagen Hand in Hand des Lebens Bahn. Sag', mein Kind, wie würde dich die Titulatur: erster Kammerlakai von Savoyen jefallen?"

„Gar nicht übel, Herr Roland," schmunzelte Margot.

„Dat wäre aber nur die erste Stufe zur höchsten Macht, wie unser jroßer Schiller so schön sagt, ick würde es bald zum Hoffourier und dann zum jeheimen Cabinetsrath oder sogar zum jeheimen Jarderoberath bringen. Das Weitere ergibt sich nachher von selbst. Du bist janz

baff, mein Pusselken? Na, jebiete nur deine anjeborne Bescheidenheit Schweigen, und mache dir mit die jeheime Frau Jarderoberäthin vertraut, denn die is dich so sicher, als ob du sie schon hättest."

Man wird hieraus ersehen, daß sich Roland nachgerade in der Gefahr des Ueberschnappens befand, die er für seinen Herrn so sehr befürchtet hatte, als er des Glaubens lebte, sie Beide seien in ein Irrenhaus eingesperrt. Doch die verliebte und leichtgläubige Margot nahm Alles, was er ihr sagte, für baare Münze und würde ihm nicht widersprochen haben, auch wenn er, wie weiland der wackere Stallmeister Sancho Pansa, sich eingebildet hätte, dereinst Statthalter einer Insel zu werden. Da aber alle Hoffnung der Beiden darauf beruhte, daß der Prinz von Savoyen und die Prinzeß Maria ein Paar würden, so wird man begreifen, warum Margot ihrer Herrin den Brief des Ritters Florian nicht einhändigen mochte, sondern vielmehr geneigt war, den Liebesbewerbungen des Letzteren alle erdenklichen Hindernisse in den Weg zu legen.

„Is jut," sagte Roland mit erklecklicher Wichtigthuerei, als ihm Margot mitgetheilt hatte, daß sie den besagten Brief Marotten übergeben, „dat hier 'ne Intrihke spült, is klar wie Schuhwichse. Wir müssen 'nen jeschickten Schachzug thun, wie's in die höhere Politik heeßt; un darauf verstehe ick mir propper. Laß mir nur erst

mit die kleene Marotte reden; sie is zwar äußerlich etwas jebirgig, doch jeistig jesund und wohljebildet.“

Margot verschaffte nun ihrem Liebhaber die gewünschte Unterredung, zu welcher auch Gloriosus hinzugezogen wurde, und die vier Verbündeten wurden bald über einen Plan einig, der darauf berechnet war, dem Ritter Florian das Schreiben an die Prinzeß gründlich zu verleiden.

„Ooch 'ne nette Couleur, dieser Florian,“ meinte Roland, „bis zehn Uhr Morjens in die Posen liegen un den janzen übrigen Tag 'rumkneipen, 'rumbollen un 'rumländern un jewaltig jroßthun, dat kann er; aber wenn er sich einbildet, mit meinen Herrn, den Prinzen, rivalisiren zu können, dann is er schief jewickelt. Na, warten Sie, Herr Ritter, Ihnen werd' ick kriegen.“

Herzen trägt. Wie herrlich steht ihr nicht das engan=schließende Kleid von weißem Seidendamast und der Kragen von Silberkante, vor Allem aber die weiß und blau ge=wundene Sendelbinde mit der goldenen Agraffe und dem weißen Reiherbusch.

Ach, lieber, unsichtbarer Leser, wenn solch kleidsamer Kopfputz doch wieder Mode würde, statt der kleinen Abo=minäbelchen von Hüten, die unseren Damen auf dem Kopf sitzen, als hätte sie ihnen ein Wirbelwind angeweht, während dagegen jener andere Schrecken der gesammten Männerwelt, der Chignon ..... doch verzeihe, gütiger Leser, daß ich dieses Unding genannt habe; weiß ich ja doch, an welche mikroskopischen Gräuel du dabei denkst; verzeihe, es geschah nur so in der Zerstreuung.

Ist es dir noch erinnerlich, was Marotte neulich von der Liebhaberei der Prinzeß für Blumen und Vögel sagte? — Sie hat nicht Unrecht gehabt, wie wir sehen, denn überall finden wir hier blühende Gewächse in geschmack=voller Anordnung aufgestellt und dazwischen Käfige mit Singvögeln. Ein zahmer Edelfalke wiegt sich hoch oben am Bogenfenster in einem hölzernen Ringe und blickt mit souveräner Verachtung auf das Vogel=Proletariat herab. Aber auch ein kleines Schoßhündchen ist da, ein aller=liebster, schneeweißer Bologneser, der an dem rothsammtnen Schuh der Prinzeß ein warmes und weiches Kissen für seine kohlschwarze kleine Schnauze gefunden hat.

In der That, die zärtlichen und schwärmerischen Neigungen der Prinzeß verrathen sich hier in Allem; auch die Laute fehlt nicht, so wenig wie die Harfe. Die erstere liegt, als wäre sie soeben den Händen der Prinzeß entglitten, auf dem Fußboden zu ihren Füßen. Daneben befindet sich ein hoher, mit Perlen gestickter Schemel, und auf diesem sitzt, in einem eifrigen Gespräche mit ihrer Herrin begriffen, die uns wohlbekannte Zwergin Marotte.

Da wir unsichtbar sind, dürfen wir uns ganz ungenirt zu der Prinzeß und der Zwergin setzen und ihrem Gespräche lauschen.

„Ja, so redest du immer, meine liebe Marotte," sagte mit sinnender Miene die Prinzeß, „doch Fräulein de Chanteraine spricht sich über diesen Gegenstand in ganz anderem Sinne aus, und so weiß ich, die ich selbst ja keine Erfahrung besitze, denn freilich nicht, wer von euch Beiden Recht hat."

„Was sagt denn, wenn ich fragen darf, die ausgetrocknete Mumie — verzeiht, Hoheit, den Ausdruck, er entschlüpfte mir ganz unwillkürlich — was sagt Fräulein de Chanteraine, wenn sie der Jugend und Schönheit eine Vorlesung über die Liebe hält?"

„Die Liebe, behauptet sie, ist die Ursache der Hälfte aller Leiden, unter welchen die unglückliche Menschheit seufzt, sie ist dem Apfel der Eris zu vergleichen, denn sie stiftet Zwietracht unter Brüdern, verwandelt Freunde in

erbitterte Feinde, entzweit auch oft die Fürsten der Erde, daß sich die Fackel des Krieges entzündet, gewerksame Städte eingeäschert, reifende Saaten niedergetreten, ganze Länder verwüstet werden, und Hunger, Elend und tödtliche Seuchen ärger wüthen, als das blutgetränkte Schwert. Die Liebe, so betheuert sie, ist eine verabscheuenswerthe Pandorabüchse. Wer sie vorwitzig öffnet, der entfesselt in der eigenen Brust alle Seelenqual und verderbliche Leidenschaft, bittere Reue wird ihn verzehren, ruhelose Tage, schlaflose Nächte, Siechthum und die Gebrechen des vorzeitigen Alters . . .“

„Im Namen aller Heiligen haltet ein, Prinzeß!“ rief mit gen Himmel erhobenen Augen Marotte, „denn wahrlich, Ihr entweiht Eure rosigen Lippen, indem Ihr Schmähungen wiederholt, die, o glaubt es mir, nur Solche ersinnen können, die nie ihr Herz zärtlichen Gefühlen erschlossen haben, noch auch sie Anderen einzuflößen verstanden. Wer ist diese Chanteraine, daß sie sich unterfängt, die Liebe zum Inbegriff aller menschlichen Uebel zu stempeln? Eine alte, verwitterte Jungfer ist sie, die, weil ihr selber nicht vergönnt war, das höchste Erdenglück zu kosten, es auch anderen mißgönnt! eine herzlose, hochmüthige, gallsüchtige, scheinheilige Kreatur, die sich hat erkaufen lassen, in Eurem jungen, lebensfrischen Gemüthe jede natürliche Regung zärtlicher Empfindungen zu tödten, nur damit der Ausspruch eines hirnwunden Astrologen in

Erfüllung gehe, der Euch bis über die schönste Blüthe des Lebens hinaus zur traurigsten Kerkerhaft verurtheilt hat. — Ihr sagt, daß Ihr nicht wissen könnt, wer Recht hat, Fräulein de Chanteraine oder ich; indeß wiederhole ich Euch ja nur, was wir so oft verstohlenerweise in schönen Büchern gelesen haben, und somit sind denn auch diejenigen, welche die Bücher geschrieben, jene hochbegabten, begeisterten Dichter, die Widersacher Eurer strengen Hüterin, und nicht ich bin es. Erinnert Ihr Euch noch der Stelle, die wir neulich lasen, als gerade Antonio dazu kam? „Die Liebe," so hieß es da, „ist die Qual von Einem, das höchste Entzücken aber von Zweien, sie ist ein Zauber, welcher zwei Wesen mit einander verbindet durch köstliches Gleichgefühl, ihr Beisammensein zum Glück, ihre Trennung zum Unglück machend." — Oder wollt Ihr dem Fräulein de Chanteraine lieber den jungen, hübschen Ritter gegenüberstellen, der Euch den reizenden Brief schrieb? Nun, da möchte ich doch wahrhaftig wissen, wen von diesen Beiden man für den wahren Dolmetsch der Liebe zu halten hat! Was sagt er doch nur von der Liebe, Hoheit? Wie lauten seine ..."

„Ich weiß es nicht mehr, Marotte, und muß dir wirklich verbieten, darüber zu reden," fiel in nicht gar zu strengem Tone die Prinzeß ein, indem sie mit holder Verwirrung das Köpfchen neigte.

„Ich entsinne mich jetzt," fuhr Marotte, ohne sich

im mindesten um das Verbot zu kümmern, fort: „Die Liebe,“ sagt er, „gleicht dem strahlenden, lichtfarbenen Bogen der Iris, jener goldigen Brücke, zwischen Erde und Himmel ausgespannt, auf welcher der Mensch zu den Wohnungen der Götter emporsteigen möchte, ihrer Seligkeit theilhaft zu werden.“ Und dann wieder am Schlusse seines Briefes vergleicht er die Liebe mit dem Füllhorn Fortunens, das in unerschöpflichem Ueberfluß alle süßen Himmelsgaben demjenigen beut, der den Muth besitzt, danach zu greifen.“

„Ein Muth, der dem Schreiber dieses Briefes in der That nicht zu fehlen scheint,“ sagte, nicht ohne einen leichten Anflug von Ironie, die Prinzeß.

„Ein Glück, daß er ihn besitzt,“ eiferte Marotte. „Bedenkt doch, wie könnte je ein Liebesverhältniß angeknüpft, je eine Ehe geschlossen werden, wenn die Männer eben so spröde und zaghaft wären, wie Ihr, meine theure Prinzeß, es seid. Waren es nicht in allen Romanen, die wir uns mit so vieler Schwierigkeit zu verschaffen gewußt haben, immer die jungen Männer, die kecklich den Anfang machten?“

„Geht es denn wohl im wirklichen Leben eben so zu, wie in den Romanen, liebe Marotte?“

„Ganz genau so, Euer Hoheit darf sich darauf verlassen. Nur übertrifft manchmal die Wirklichkeit hinsichtlich der wunderbaren Verkettung von Umständen noch bei

Weitem Alles, was die Romane zu schildern pflegen, wenigstens darf man dies von der Wirklichkeit behaupten, in welcher wir leben. Und das entschuldigt wiederum den schönen jungen Mann, wenn er anders einer Entschuldigung bedarf. Man hält ihn hier gefangen, man macht ihn ohne Weiteres zu einem Prinzen; nun gut, wird er denken, muß ich denn durchaus die mir aufgedrungene Rolle spielen, so will ich sie auch mit aller Consequenz durchführen. Einem Prinzen von Savoyen ist es geziemend und angemessen, sich in eine Prinzeß von Burgund zu verlieben — à la bonne heure, ich verliebe mich sterblich in sie und werde Alles wagen, selbst mein Leben, um mich dem süßen Idol meiner Seele zu nahen."

Die Prinzeß hatte sich, während Marotte sprach, immer tiefer zu der kleinen Alma, so hieß das Schoßhündchen, niedergebeugt, der sie jetzt mit den Fingerspitzen sanft den Kopf streichelte.

„Wenn es nur zu begreifen wäre, wie ein Mann sich in eine Dame verlieben kann, die er noch niemals gesehen hat," sagte sie, indem sie der kleinen Alma ein Zuckerbrödchen in den Mund schob, „freilich kommt auch dies wohl in den Ritter-Romanen vor, aber..."

„Ei nun, er wird Euch eben gesehen haben, Hoheit, denn wie könnte er Euch sonst in seinem herrlichen Briefe die schönste der Prinzessinnen nennen und sich mit so

großer Bewunderung über Euren Leibreiz, Eure Anmuth und die himmlische Holdseligkeit Eurer Züge aussprechen?"

„Indeß, du Gute, sind doch diese Mauern nicht durchsichtig, und ich ..."

„Hoheit, ich glaube, Euch das Räthsel lösen zu können. Ihr fragtet mich vor einigen Tagen nach dem Armbande mit dem Medaillon, welches ich Eurer Güte verdanke und sonst immer zu tragen pflege ..."

„Nun?" fragte die Prinzeß gespannt, indem sich eine lebhafte Purpurröthe über ihre Wangen ergoß.

„Ich habe es verloren!"

„Marotte!"

„Ja, zu meinem größten Leidwesen und innigsten Bedauern habe ich das Medaillon verloren. Und zwar muß ich es gerade auf dem Plätzchen unter dem Hollunderbusch verloren haben, wohin ich mich mit Eurer Genehmigung eines Abends begab, um dem gar zu kühnen Sänger zu bedeuten, daß er Euch und sich selbst durch seine Ständchen die schlimmsten Unannehmlichkeiten bereiten könnte. Er ist denn auch, wie wir zu seinem Lobe sagen müssen, der Warnung eingedenk gewesen, denn nie seit jenem Abend ..."

„Aber das Bild, Marotte?" lispelte die Prinzeß in höchster Verwirrung.

„Bei Gott, Hoheit, er muß es gefunden haben,

denn, sagt selbst, wie wäre es sonst zu erklären, daß er Eurer Schönheit so viel Weihrauch streut?"

„Ach, Marotte, welch Unheil hast du angerichtet! Bedenke doch — mein Bild in seinen Händen!"

„Sagt lieber, an seinem Herzen, Prinzeß."

„Aber das ist ja ganz entsetzlich!"

„Ich sehe nichts Entsetzliches darin, meine theuerste Gebieterin, denn wenn ich nicht sehr irre, hatte gestern sein Bild einen noch beneidenswertheren Platz gefunden."

„O pfui, du bist abscheulich!" rief die Prinzeß, indem sie das Taschentuch vor ihr erglühendes Gesicht drückte und mit dem Füßchen eine unwillkürliche Bewegung machte, wodurch die kleine Alma einen gelinden Nasenstüber bekam, so daß sie heftig zu niesen begann.

„Ei, warum bin ich denn abscheulich?" kicherte Marotte seelenvergnügt. „Hab' ich Euch etwa das Bild in den Busen gesteckt? Thatet Ihr es nicht vielmehr selber, als Ihr mir gestandet, daß die Worte seines Briefes in Euer Herz gegraben seien und die Nahrung Eurer Seele ausmachten? Und waret Ihr es nicht, die ...."

„Schweige endlich, du Plappermaul, oder ich werde dir ernstlich böse," unterbrach sie die Prinzeß, indem sie die noch immer niesende Alma auf den Schoß hob und tröstend liebkoste. „Ich war, als ich dies that und sagte, in einer mir ganz unerklärlichen Stimmung; sie ging aber schnell wieder vorüber, ich schäme mich jetzt meiner

Thorheit, und du hast Unrecht, mich daran zu erinnern. — Ja, es ist wahr," fügte sie nach einer Pause hinzu, „seine begeisterten Worte machten vorübergehend einen tiefen Eindruck auf mein armes, liebebedürftiges Herz, und sein verwegenes Thun erschien mir auch im ersten Augenblick weniger unverzeihlich, weil ich ja leider, ach leider selbst ihm ...."

„Eine Ermuthigung gegeben, wollt Ihr ohne Zweifel sagen? O ja: „Der Drache wacht zwar im Garten der Hesperiden, doch dem Gesange der Nachtigall kann er nicht wehren, hineinzudringen" — das klingt allerdings nicht sehr abschreckend."

„Es sollte aber doch, wie du recht wohl weißt, nur eine Warnung sein. Wie es sich im Gesange und begleitet von den Accorden der Laute so ganz anders gestalten konnte, begreife ich selber nicht, doch bitter, o sehr bitter habe ich es nachher bereut, daß ich deinem Drängen nachgab."

„Klagt mich nicht an, Hoheit, Ihr wißt ja, daß nichts mir ferner liegt, als ein unbefugtes Einmischen in Eure Angelegenheiten, und wahrlich, nicht ich legte Euch jene Worte in den Mund. Von einem argwöhnisch lauernden Drachen, womit das Fräulein de Chanteraine gemeint war, mag ich vielleicht etwas gesagt haben, von dem Hesperidengarten und dem Gesange der Nachtigall aber sicherlich nicht."

„Das Unglück ist nun einmal geschehen,“ klagte die Prinzeß, „und leider, leider macht keine Reue es wieder ungeschehen.“

„Aber, du allgütiger Himmel, ist es denn wirklich ein so großes Unglück, daß Ihr einem schönen, gebildeten jungen Manne von edler Abkunft, der Euch abgöttisch liebt, um einen ganz, ganz kleinen Schritt entgegengekommen seid?“

„Wenn aber doch meines Vaters Wille und vor Allem mein jungfräulicher Stolz mir verbietet, ihn zu erhören ....“

„Nein, vor Allem der Wille Eures Vaters, Hoheit; gehorcht nur immer diesem despotischen Willen, und es wird eine Zeit kommen, da Euer jungfräulicher Stolz gar nicht mehr um Erhörung gebeten wird.“

„Bedenke auch die Gefahr, die mich und ihn bedroht, liebe Freundin.“

„Seid nur vorsichtig und verschwiegen, seid namentlich gegen Antonio auf Eurer Hut; denn wenn er die Gefahr nicht herbeiführt, wird überhaupt keine eintreten.“

„Auch du, Marotte, könntest sie herbeiführen, wolltest du noch ferner von dem jungen Manne Briefe entgegennehmen.“

„Nun, Ihr wißt ja, meine theuerste Prinzeß, wie ich zu dem einen kam. An seinen Vater sei er gerichtet, betheuerte er, ich glaubte ihm und ging arglos in die Falle.“

„Du wirst aber künftig jede Gelegenheit meiden, mit ihm zusammenzutreffen; hörst du, Marotte?"

„Eurem ausdrücklichen Befehle werde ich gehorchen, theure Gebieterin."

Die Prinzeß seufzte aus tiefster Brust, Marotte seufzte mit, ja ich glaube fast, daß auch die kleine Alma seufzte. Darauf trat eine lautlose Stille ein.

Nur wenige Minuten hatte diese Stille gedauert, als sie auch schon wieder unterbrochen wurde. Eine seidene Portière rauschte, dann rauschte ein seidenes Kleid, und ins Zimmer trat eine weibliche Gestalt, bei deren Anblick wir sogleich an das Prädicat „ausgetrocknete Mumie" erinnert werden, dessen sich die Zwergin hinsichtlich des Fräuleins de Chanteraine bedient hatte.

Es war auch in der That Niemand anders, als eben das Fräulein de Chanteraine, die jetzt gemessenen Ganges bis in die Mitte des Gemaches schritt und der Prinzeß eine äußerst ceremoniöse Verneigung machte, worauf sie, der Einladung der Letzteren folgend, auf ein Tabouret sich niederließ.

Fräulein de Chanteraine war das wahre Musterbild abgestandener Jüngferlichkeit, äußerlich vergilbt, verwelkt und verschrumpft, innerlich vergällt, versauert und verschroben. Sie hätte wahrlich nicht nöthig gehabt, diesen physischen und psychischen Eigenschaften auch noch durch ihre Kleidung einen erhöhten Ausdruck zu verleihen, denn

sie machten sich ohnehin schon genugsam geltend. So wäre z. B. ihr langer Hals auch ohne den hohen, aufrechtstehenden Kragen steif genug gewesen, und der strenge, feierliche Ernst ihrer Mienen hätte der Nachhülfe eines Kopfputzes nicht bedurft, der dem einer Diakonissin nicht unähnlich war, indem er nämlich aus einem zusammengelegten Tuche bestand, wovon das eine Ende in einem langen Streifen auf der rechten Seite herabhing, quer über die dürre Brust reichte und über die linke Schulter gelegt war.

Zugleich mit dem Fräulein de Chanteraine war ein eisigkalter Luftzug ins Zimmer gedrungen, und ein Frösteln überlief die darin Befindlichen. Die Prinzeß wurde merklich blasser, und das sanfte, träumerische Lächeln, das soeben noch, einem milden Lichtschimmer gleich, auf ihren Zügen lag, war verschwunden. Marotte wendete das Gesicht ab und schnitt eine Grimasse, die kleine Alma ließ ein leises Knurren hören, und Grippe-agile, so hieß der zahme Edelfalke, sträubte zornig die Federn.

„Das Aussehen Eurer Hoheit will mir heute doch nicht so recht gefallen," äußerte Fräulein de Chanteraine, nachdem sie sich sehr umständlich nach dem Befinden der Prinzeß erkundigt und die Antwort erhalten hatte, daß dasselbe nichts zu wünschen übrig lasse. „Die Blässe auf Euren Wangen ist zu zart, zu ätherisch," fügte sie hinzu.

„Soeben noch waren die Wangen der Prinzeß ganz roth und rosig,“ ließ sich Marotte vernehmen.

Das Fräulein beugte sich ein wenig vor und sah mit einem starren Blick nach unten, wie um zu erspähen, wo denn eigentlich im Fußboden eine Versenkung angebracht sei, aus welcher die Stimme habe dringen können.

„Um so schlimmer,“ sagte sie, als ihr suchender Blick die Zwergin entdeckt hatte, „um so schlimmer, wenn die Bläſſe mit fliegender Röthe wechselt.“

Dann wendete sie sich wieder an die Prinzeß und sprach in einem Tone, der anzudeuten schien, daß ein solches Wechseln zwischen Bläſſe und Röthe eigentlich gegen die höheren Gebote der Hofetiquette verstoße.

„Dies dauert nun schon seit vorigem Freitag, Prinzeß Maria, und Seine Gnaden der Herzog beunruhigen sich darüber. Wir werden also den Arzt wieder consultiren müssen, der dann hoffentlich eine kräftigere Medicin in Anwendung bringen wird.“

„Noch mehr Medicin?“ wendete die Prinzeß zaghaft ein. „Aber, liebe Chanteraine, ich fühle mich ja vollkommen wohl!“

„Euer Puls schlägt unruhig, Hoheit; ich weiß es.“

„Nur gut, daß sie nicht auch weiß, warum er unruhig schlägt,“ sagte die Zwergin für sich.

„Der Appetit ist nicht der beste,“ fuhr das Fräulein fort.

„Verliebte Leute essen immer nur wenig,“ dachte Marotte.

„Eure Stimmung springt häufig von fast ausgelassener Fröhlichkeit zu wehmuthsvoller Träumerei über,“ erklärte das Fräulein.

„Alles Symptome erwachender Liebe, die freilich dir fremd sind,“ murmelte Marotte ganz leise vor sich hin.

„Ihr sagtet?“ fragte das Fräulein, indem sie ihre Blicke abermals nach nicht vorhandenen Versenkungen umherschweifen ließ.

„Nichts,“ entgegnete die Zwergin.

„An Euch, Marotte,“ sprach das Fräulein in scharfem Tone, „habe ich einen Befehl des Herzogs auszurichten; die Prinzeß aber wird entschuldigen, daß ich mich in ihrem Beisein meines Auftrages erledige. Ihr sollt Euch, sobald Eure Herrin Eurer Dienste nicht mehr bedarf, bei Sr. Hoheit einfinden.“

Die Zwergin zuckte zusammen, die Prinzeß aber wurde leichenblaß, und ihre Stimme zitterte, als sie sagte:

„Wißt Ihr den Grund dieses Befehls, liebe Chantelraine?“

„O ja,“ war die in schneidendem Tone ertheilte Antwort, „denn es handelt sich dabei um einen Frevel, der auch gewissermaßen mich in Mitleidenschaft zieht. Man hat es nämlich gewagt, die Schranken gewaltsam

zu durchbrechen, welche der Herzog zu Eurem Schutze errichten ließ und meiner Ueberwachung anvertraute. Daß übrigens selbst die schärfste Wachsamkeit durch eine Schlauheit und Dreistigkeit, wie die hier vorliegende, zu Schanden werden muß, wird mir hoffentlich mein hoher Gebieter, wenn er die Sache untersucht hat, nachsichtsvoll einräumen. Und sie wird untersucht werden, aufs genaueste und strengste untersucht werden!"

Es war ein glücklicher Umstand für Marotte, daß sie gerade jetzt zu den Füßen der Prinzeß kauerte, deren weites, faltenreiches Kleid ihre winzige Figur halb verbarg; denn hier konnte sie den Blicken des Fräuleins gar leicht ihr kleines, runzeliges Gesicht entziehen, auf welchem so viel glühender Haß, herausfordernder Trotz und höhnende Verachtung lag, wie nur immer menschliche Züge auszudrücken vermögen.

Die Prinzeß ihrerseits war aufs heftigste erschrocken, denn sie kannte ja nur zu gut die verbotenen Wege, auf welchen die Zwergin gewandelt, und durfte sie auch überzeugt sein, daß Marotte kein Geständniß ablegen werde, so war sie sich doch zu gleicher Zeit bewußt, daß sie selbst die Wahrheit schwerlich würde verhehlen können, falls ihr gebieterischer und gefürchteter Vater auch sie befragen sollte. Zudem fühlte sich aber auch die Prinzeß aufs tiefste verletzt durch die Härte und Geringschätzung, welche das Fräulein hinsichtlich ihrer armen kleinen Ver-

trauten so offen an den Tag gelegt hatte, und sie konnte sich nicht enthalten, ihrem Verdruß darüber Ausdruck zu geben.

„Was auch immer mein Vater zu verfügen geruhen möge, nie werde ich mir ein Urtheil darüber anmaßen," sagte sie, „Euch aber, mein Fräulein, würde ich es Dank wissen, wenn Ihr Euch stets erinnern wolltet, daß mir Marotte mehr als eine bloße Dienerin, daß sie mir eine angenehme Gesellschafterin und liebe Freundin ist, die eben deßhalb auch vom Herzog nie rücksichtslos behandelt wurde, selbst wenn sie das Unglück hatte, seinen Unwillen sich zuzuziehen."

Das Fräulein richtete sich gewaltig stramm und steif in die Höhe und erwiederte mit eisiger Kälte:

„Wenn auch in jeder anderen Beziehung das Verhalten Sr. Gnaden des Herzogs für mich maßgebend ist, in dieser einen kann ich mir dasselbe unmöglich zur Richtschnur nehmen."

„Und warum in dieser einen nicht?" fragte die Prinzeß mit wachsendem Unmuth.

„Weil ich annehmen muß, daß die übergroße Nachsicht, die ich den Herzog üben sehe, nur durch immer wiederholte Anspielungen auf einen gewissen apokryphischen Unglücksfall seinem Edelmuthe abgenöthigt wird."

Die Stirn der Prinzeß röthete sich, und sie sprach mit einer Würde und Hoheit, die man in ihrem sonst so schüchternen Wesen nicht gesucht hätte:

„Der Edelmuth meines Vaters bedarf keiner Anstachelung irgend welcher Art, und sein Stolz duldet keine. Der Unglücksfall aber, auf welchen Niemand anspielt, als nur Ihr allein, mein Fräulein, ist leider ein sehr beklagenswerther, und nie wird der Herzog, nie werde ich die heilige Pflicht verkennen, die er uns auferlegt."

Das Fräulein mochte einsehen, daß sie sich durch ihre gehässigen Gefühle für die Zwergin zu weit hatte fortreißen lassen; sie war jedoch ihrer ganzen Natur nach viel zu steif und unbeugsam, als daß sie wieder hätte einlenken mögen, und so blieb ihr denn nichts übrig, als die schwer Gekränkte zu spielen.

„Die Reprimande, die mir Euer Hoheit ertheilen, muß ich hinnehmen, wenn ich sie auch nicht verdient zu haben glaube," sagte sie, indem sie sich langsam von ihrem Sitz erhob. „Fern sei es von mir, irgend Jemand einer Pflicht abwendig zu machen, möge sie nun eine wirkliche oder nur imaginäre sein; wolle nur meine hohe Schutzbefohlene gütigst bedenken, daß auch mir Pflichten obliegen, deren Erfüllung mir sehr erschwert werden könnte."

Sie verneigte sich tief und bat mit der Miene grausam verletzter Unschuld die Prinzeß, sie nunmehr zu entlassen.

Im Herzen der Prinzeß aber hatte die ihr eigene

Engelsgüte bereits jedes bittere Gefühl wieder verdrängt, und von dem Wunsche beseelt, den Eindruck zu verlöschen, den ihre stark betonten Worte hervorgerufen, reichte sie mit freundlichem Lächeln der erzürnten Duenna die Hand. Und als sich nun die steife Dame niederbeugte und einen Kuß darauf drückte, wollte die Prinzeß ihrem Hange zur Zärtlichkeit vollends nachgeben und auch noch den Mund zum Kusse hinreichen; da aber lenkte ein stechender Schmerz, den sie plötzlich im Fuß empfand, ihre ganze Aufmerksamkeit nach der Seite ab, wo sich Marotte befand.

Marotte aber hatte sich ganz auf den Boden niedergebeugt und küßte jetzt verstohlen den niedlichen kleinen Fuß, der durchaus nicht mehr schmerzte. Wie der Schmerz entstanden, blieb eigentlich unaufgeklärt; doch mußte es wohl die Prinzeß errathen haben, denn sie lächelte ihrer kleinen Freundin mit einem Blick des Einverständnisses zu.

Fräulein de Chanteraine hatte von dem Allem nichts bemerkt; sie verließ noch steifer und strammer, als sie gekommen war, das Zimmer, indem sie im Weggehen die Zwergin daran erinnerte, daß der Herzog bei Vollziehung seiner Befehle keinen gar zu langen Aufschub gestatte, sie daher wohl thue, sich bald möglichst bei ihrer Herrin zu verabschieden.

Drittes Kapitel.

Was der Astrolog Angelo Catto in den Sternen gelesen. Wie der Page Antonio an einer Straminstickerei arbeitete, während sich die Prinzeß mit einer Zeichnung beschäftigte, Beide aber nichts Rechtes fertig brachten.

Kaum hatte sich hinter dem Fräulein die seidene Portière geschlossen, als die Zwergin sich aus ihrer fast liegenden Stellung halb emporrichtete und mit stürmischer Zärtlichkeit die Kniee der Prinzeß umschlang.

„Habt keine Sorge," rief sie mit der heitersten Miene von der Welt, „denn nie werde ich irgend etwas verrathen, das Euch, meine geliebte Herrin, in ein böses Spiel verwickeln könnte."

„Ach, meine theure Marotte," erwiederte die Prinzeß, indem sie unter unaufhaltsam hervorquellenden Thränen das Haupt der Zwergin sanft und liebevoll streichelte, „man könnte grausam genug sein, dir ein Geständniß durch jene fürchterlichen Zwangsmittel zu erpressen, die hier nur zu oft in Anwendung kommen — und ich, o ich würde eben so sehr, ja ich glaube, fast noch mehr darunter leiden, als du selbst, meine arme Freundin."

„Mir würden selbst jene Mittel kein einziges Wort erpressen," betheuerte die Zwergin. „Sie sollen nur ihre ganze Grausamkeit an mir üben, und sie werden sehen, wie so ganz und gar nichts sie über meinen Willen vermögen. Die härteste Pritsche würde mir zum weichen Pfühl, das schlechteste schimmlige Schwarzbrot zum köstlichen Leckerbissen werden bei dem Gedanken, daß ich Euch zu Liebe die Strafe erlitte. Und wollten sie selbst noch Schlimmeres über mich verhängen, wollten sie unbarm ...."

Marotte hielt inne, denn ihr scharfes Ohr hatte ein Geräusch wie von Schritten vernommen, das aus dem Nebenzimmer zu kommen schien.

„Das Allerschlimmste hätte ich, hätten wir Beide zu gewärtigen, falls, nachdem ich standhaft geleugnet, durch Euch die Wahrheit herauskäme," fügte die Zwergin schnell hinzu, „gelobt mir also unverbrüchliches Schweigen."

„Ich gelobe es dir," schluchzte die Prinzeß.

„Kein Wort an Antonio!"

„Ich werde dich nicht verrathen, meine arme Marotte, gewiß nicht."

„Lebt wohl!"

Marotte küßte ihrer Herrin die Hände, dann schnellte sie empor und stand, als sich die Portière von Neuem öffnete, mit einem so sorglosen Lächeln da, als sei

nichts vorgefallen, was sie auch nur im Geringsten berühre.

Der Eintretende war Antonio. Er mochte wohl nicht erwartet haben, die Zwergin hier zu treffen, denn er blieb, als er sie sah, wie unschlüssig an der Thür stehen. Nun aber richtete sich sein Blick auf die Prinzeß, und als er in ihren Augen Thränen sah, eilte er mit hastigen Schritten auf sie zu, kniete vor ihr nieder und fragte mit besorgter Miene, was ihr sei.

Eine Grimasse, die Zorn und Neid ausdrückte, verzerrte für einen Moment die Züge der Zwergin, als sie den schönen Pagen zu den Füßen ihrer Herrin sah. Noch ehe Jenem eine Antwort zu Theil wurde, hatte sie das Zimmer verlassen.

„Du fragst nach dem Grund meiner Betrübniß, Antonio," sagte die Prinzeß im Tone tiefen Schmerzes, „weißt du denn noch nicht, was vorgefallen ist?"

„Ich bin ganz betroffen, ganz verwirrt," stammelte der Page mit sichtbarer Unruhe, „und ich weiß in der That nicht ...."

„Marotte ist zu meinem Vater gerufen worden, ihm Rede zu stehen über ein Vergehen, dessen sie sich schuldig gemacht haben soll."

„So hat denn die Chanteraine ihr Wort gebrochen," murmelte Antonio unwillig vor sich hin.

„Was sagst du, Antonio?"

„Ich — o ich wollte nur sagen, daß — nun, daß der Herzog ein so leichtes Vergehen nicht gar zu hart rügen wird.“

„Du weißt also doch, um was es sich handelt, Antonio?“

Die Verwirrung des Pagen wuchs, und die Prinzeß mußte die Frage wiederholen, ehe er zögernd antwortete:

„Nun allerdings, Hoheit, denn ich selbst bin der Ankläger.“

„Du, Antonio?“

Antonio war feuerroth geworden, er senkte verlegen den Blick.

„Wie hast du mir dies anthun mögen?“ fragte nach einer langen, peinlichen Pause die Prinzeß im Tone sanften Vorwurfs.

„Euch, Prinzeß Maria, habe ich wahrlich nichts, gar nichts anthun wollen — o das wißt Ihr nur zu gut, denn Ihr kennt ja meine innige, unbegrenzte Ergebenheit!“

„Bis zu dieser Stunde zweifelte ich noch nie an deiner Ergebenheit, Antonio.“

„Thut es auch fortan nicht, ich beschwöre Euch,“ rief der leidenschaftliche Page, indem er die Hand der Prinzeß ergriff und mit Küssen bedeckte.

Die Prinzeß entzog ihm zwar ihre Hand, ließ die-

selbe jedoch gleich darauf durch seine vollen, rabenschwarzen Locken gleiten.

„Die Wenigen, die mich wahrhaft lieben, sollten unter sich verträglich und einmüthig sein, statt mir durch ihren Hader so bitteren Schmerz zu bereiten," sagte sie mit einem sanften, wehmuthsvollen Lächeln. „Sag', wie konntest du es über das Herz bringen, meine arme Marotte anzuklagen?"

„Es geschah aus — — aus Pflichtgefühl," entgegnete stammelnd der Page.

„Du hast sie selber durch das Gitter schlüpfen sehen?"

„Ja."

„Wäre deinem Pflichtgefühl nicht Genüge geschehen, wenn du mir dies gesagt hättest?"

„Vergebt mir, Hoheit, o seid mir nicht länger böse, ich bin ein thörichtes Geschöpf und handle oft recht übereilt, weil ich — ach leider — viel zu tief empfinde. Da wird mein Denk- und Urtheilsvermögen hineingerissen in den tobenden Strudel überwallender Gefühle, und ...."

„Aber, Antonio, was sprichst du doch da für seltsame Worte? Wie kann es deine Gefühle in Wallung bringen, wie dein Urtheil trüben und dich zu übereilten Schritten hinreißen, daß Marotte durch das Gitter in den Schloßgarten schlüpft?"

„Habe ich denn dies gesagt? — Ach, Ihr seht,

Hoheit, wie wenig ich der Ueberlegung fähig bin. Doch ich will mich jetzt zusammennehmen, will Euch ruhig sagen, was ich sagen kann. Also hört! — Ihr wißt ja, wie fest und innig nach dem Ausdruck meines sternkundigen Vaters Euer Schicksal und das meinige mit einander verwoben sind. Zur gleichen Stunde erblickten wir das Licht der Welt, und das Horoskop, das uns gestellt wurde, verkündete uns eine gemeinsame Gefahr, die über unser ganzes Lebensglück entscheiden würde. Nicht wahr, Ihr erinnert Euch doch noch dieser Prophezeiung?"

„O ja, doch wie kommst du gerade jetzt darauf?"

„Ihr werdet es sogleich sehen, Hoheit."

„Ich bitte dich, laß die Hoheit weg und nenne mich einfach Du, lieber Antonio."

„Darf ich es denn noch?"

„Warum solltest du es heute weniger dürfen, als sonst, du drolliges Kind? Und nun setze dich, ehe du auf dein Lieblingsthema, die Astrologie, näher eingehst, auf das Tabouret dort. — So — jetzt sage mir vor allen Dingen, hegst du denn wirklich noch immer die feste Ueberzeugung, daß jene strahlenden Pünktchen am Himmel droben die geheimnißvollen Propheten unserer künftigen Schicksale sind?"

„Ja," entgegnete der Page mit feierlichem Ernst, „es ist dies mein fester, unerschütterlicher Glaube. Sonne,

Mond, die Planeten und alle jene Millionen Sterne am unendlichen Himmelsgewölbe schauen mit ihren strahlenden Augen nicht müßig auf das bunte Getriebe hienieden herab, nein, sie treten auch in vielfache innige Beziehungen zu der Erde und allem Geschaffenen darauf, von dem Metall, das im tiefsten Gebirgsschachte verborgen liegt, von der Perle in der Muschelhülle auf dem Grunde des Meeres bis zum blühenden Pflanzenschmucke der Thäler und Höhen und bis zum Adler, der in den Wolken schwebt. Am mächtigsten jedoch ist ihr Einfluß auf die Krone der Schöpfung, den Menschen, mit seinem ruhelosen Streben und Wünschen und Hoffen, und ihm gestatten sie auch, den Schleier zu lüften, der die Zukunft verhüllt. Wenige zwar verstehen es, die flammenden Züge zu deuten, diesen Wenigen aber liegt dort oben das Buch offen vor Augen, worin der Allmächtige die vorhergesehene Geschichte der Welt niedergeschrieben hat, und nichts von Allem, was es enthält, bleibt ihrem forschenden Geiste verborgen."

„Es liegt Poesie in diesem Glauben," räumte die Prinzeß ein, „er regt uns an wie eine schöne Mythe aus jener phantasiereichen, schöpferischen Vergangenheit, wo die Edelsteine noch als erstarrte Thränen galten, die aus dem Auge der höchsten Gottheit zur Erde niederfielen. In einen so wunderbar organisirten Kopf wie den deinigen, lieber Antonio, paßt das Alles auch ganz vortrefflich hinein; der meinige dagegen, ich gestehe es dir, sträubt

sich, es in sich aufzunehmen. Doch nicht von meinem Unglauben, sondern von deinem Glauben wollen wir reden; sag', wie kamst du vorhin auf das Horoskop, das uns dein Vater gestellt hat?"

„Das aufsteigende Haus," sagte der Page mit träumerischer Miene, „war, wie mir mein Vater oft gesagt, im zwanzigsten Grade des Wassermannes, der Herr desselben, die Sonne, stand in der Mitte des Hauses. Dies war eine günstige Constellation, sie deutete auf Glanz und reiche Segensfülle; nur stand der schadenbringende Saturn kaum zwei Grad vom Culminations-Punkte entfernt. Im Hause des Todes leuchtete Venus im Geviertschein mit dem aufsteigenden Punkte und auch mit Saturn — einerseits das höchste Liebesglück, andererseits aber Haß, bittere Feindschaft, Verzweiflung und Untergang verkündend. Der Mond war verbrannt unter den Sonnenstrahlen und — — doch, du lachst, theuerste Maria, und mit Recht, denn ich rede da von Dingen, die du ja nicht kennst und also nicht fassen kannst. — Genug, alle Himmelszeichen wiesen zur Stunde unserer Geburt zwar auf ein glückliches Loos, zugleich aber auf ein furchtbares Unglück hin, welches das Eine oder das Andere von uns in den Jahren bedrohe, die unter dem Einflusse der Venus stehen. Durch kluge Maßregeln konnte die unheilvolle Katastrophe abgewendet werden. Dein Vater traf daher die Vorkehrung, die ihm die zweckmäßigste schien, er schloß

dich hinter die festen Mauern dieses Thurmes ein, wo du, streng bewacht, den Verlockungen der Liebe fremd bleiben sollst, bis die Zeit der Gefahr mit deinem einundzwanzigsten Jahre vorübergegangen ist; wogegen mein Vater zur Erreichung des nämlichen Zweckes ein ganz anderes und, wie ich fürchte, weniger wirksames Mittel wählte."

„Ein für dich angnehmeres jedenfalls, du glücklicher Page!" warf die Prinzeß lachend ein.

Antonio beugte sich tief über einen Stickrahmen hinab, der dicht neben ihm stand.

„Nach Allem, was mein Vater bei seiner mühevollen nächtlichen Arbeit hat erforschen können," fuhr er fort, „ist der Zeitpunkt nahe, der über unser Geschick entscheiden muß. Dienen also überhaupt, wie wir ja nicht bezweifeln dürfen, die von dem Herzog getroffenen Vorkehrungen zu deinem Heil, theuerste Maria, nun so ist es auch um so nothwendiger, daß sie gerade jetzt streng beobachtet werden, und um so weniger darf es mithin Marotten gestattet sein ...."

Der Page hielt plötzlich inne, denn er hatte sein glühendes Gesicht vom Stickrahmen ab- und der Prinzeß zugewendet, und er gewahrte nun, wie diese mit einer Verwirrung kämpfte, welche der seinigen nichts nachgab.

„Den Nachsatz hast du dir, wie es scheint, selber ergänzt, und ich kann ihn mir also ersparen," sagte er in durchaus verändertem Tone.

„Du irrst,“ wehrte die Prinzeß eifrig ab, „ich weiß nicht, worauf du anspielst.“

„Was wollte Marotte drüben im Schloßgarten, gesteh' es mir, theuerste Maria.“

„Ich weiß es nicht.“

„Du weißt es recht gut,“ rief der Page hitzig, „aber zum ersten Mal im Leben verschließest du mir dein Herz.“

„Antonio, du kränkst mich.“

„Sei offen und vertrauensvoll gegen mich, wie du es bisher warst,“ drängte Antonio bewegt, „ich bitte dich inständig darum; o sage mir, was wollte Marotte drüben im Garten?“

„Ich werde es dir nicht sagen.“

„Du hast also der kleinen nichtswürdigen Intrigantin Verschwiegenheit versprochen?“

„Verschone mich endlich mit deinen ungestümen Fragen, Antonio; mein Gott, bin ich denn nicht heute schon genug gepeinigt worden?“

„Zürne mir nicht, Maria, ach, du weißt nicht, wie sehr es mich schmerzt, dein Vertrauen eingebüßt zu haben!“

„Besitze ich denn noch das deinige, Antonio? Hast du mir Alles gesagt?“

Vielleicht war es nur, um sich selber Luft zu machen, daß die Prinzeß so plötzlich zur Offensive überging; doch sie erschrak fast, als sie die Wirkung des strategischen Kunstgriffes wahrnahm. Wie ein auf frischer That

ertappter Sünder saß der Page da, und sein lebhaftes Mienenspiel verrieth nur zu deutlich, was er gern in der tiefsten Tiefe seines Herzens verborgen gehalten hätte.

Die Prinzeß war in den letzten Tagen zu sehr mit eigenen Herzens-Angelegenheiten beschäftigt gewesen, als daß sie für die Stimmungen Anderer ein besonders scharfes Auge hätte haben sollen. Jetzt aber stellte sich ihrem plötzlich geschärften Blick das unbeachtet Gelassene im hellsten Lichte dar, und mit dem feinen Instinct des weiblichen Gemüthes deutete sie, ohne zu irren, das unstete und zerstreute Wesen, welches der Page seit kurzem gezeigt, sein träumerisches Starren ins Leere, seine unzusammenhangenden Antworten auf ganz einfache Fragen, sein feindseliges Benehmen endlich gegen die Zwergin.

„Da du der Antwort wegen in Verlegenheit zu sein scheinst," sagte, als Antonio schwieg, die Prinzeß, „will ich meine Frage nicht wiederholen."

„Was könnte ich Euch zu gestehen, was zu verschweigen haben, Hoheit?" vertheidigte sich der Page. „Einer Schuld bin ich mir sicherlich nicht bewußt, kein Verbot habe ich überschritten."

„O nein, du überwachtest nur Andere und klagtest sie an — aus Pflichtgefühl!"

Antonio biß sich auf die Lippe und zog mit einer raschen Bewegung den Stickrahmen noch näher an sich heran. Und nun ergriff der Page eine Nadel, zog durch

das Oehr derselben einen grünen wollenen Faden und stickte, die Stiche auf dem Muster zählend, an einem halbfertigen Blatte mit so großer Geschicklichkeit weiter, als hätten seine kleinen, zarten Finger sich nie mit etwas Anderem als weiblichen Handarbeiten beschäftigt.

Was aber, während Antonio so fleißig stickte, und die Prinzeß kaum weniger eifrig an einer schnell hervorgezogenen Zeichnung arbeitete, in den Herzen der beiden jungen Geschöpfe vorging — wer vermöchte es zu sagen?

Sie waren von zarter Kindheit an wie Zwillingsgeschwister mit einander gewesen, sie hatten sich wie solche geliebt, nie hatten sie einander einen Gedanken verhehlt, jede Empfindung des Einen fand stets in dem Herzen des Anderen einen freudigen Wiederhall, und so grundverschieden sie auch ihrer ganzen psychischen Anlage nach waren, so störte doch noch nie der leiseste Mißton die liebliche Harmonie ihrer Eintracht.

Und jetzt war das plötzlich anders geworden. Jedes hatte in der Brust des Anderen Gefühle entdeckt, welche die offene Sprache des bisherigen unbegrenzten Vertrauens scheuten, und sie sagten sich mit inniger Betrübniß, daß zwischen ihnen eine Kluft sich geöffnet habe, die zu überbrücken der in der glücklichen Vergangenheit wurzelnden Freundschaft niemals gelingen würde.

Unsäglich schmerzlich empfand die Prinzeß die ihr so völlig ungewohnte Kälte und Entfremdung, welche in

ihrem liebreichen Herzen Platz gegriffen hatte. Es war ihr, als habe sich von ihrem innersten Wesen ein Theil losgetrennt, und als könne die dadurch entstandene Leere nie wieder ausgefüllt werden, und sie hätte, wenn sie sich in diesem Augenblick nicht vor Antonio ihrer Schwäche geschämt, in einem Strom von Thränen ihrem gepreßten Herzen Luft machen mögen.

Anderer Art und weit heftiger noch waren die Empfindungen, welche die Brust Antonio's durchtobten. Auch ihn hielt die Scham zurück, seinem inneren Antriebe zu folgen, sonst hätte er sicherlich die Nadel bei Seite geworfen und wäre in wilder Hast aus dem Zimmer gestürzt. Die schlimmsten Ahnungen, welche er je hinsichtlich Marottens gehegt, waren durch die Art und Weise, in welcher sich die Prinzeß geweigert, ihm Rede zu stehen, zur Gewißheit erhoben worden. Er besaß an Marien keine Freundin mehr, und zu dem nagenden Schmerz über ihre Treulosigkeit gesellte sich noch eine abergläubische Angst, als sei jetzt schon die von den Sternen verkündete Gefahr eingetreten, und er selbst mit Allem, was er auf Erden liebte, rettungslos verfallen dem unabwendbaren Rathschluß des Verhängnisses.

Mit jeder Secunde wuchs des Pagen brennendes Verlangen, das Zimmer zu verlassen, und auch die Prinzeß wäre herzlich gern allein gewesen, doch die von dem Fräulein de Chanteraine eingeführte strenge Tagesordnung ge=

stattete dies nun einmal nicht, sie mußten ausharren. Daß indeß die Stickerei dabei so wenig vorwärts schritt wie die Zeichnung, ist nur zu gewiß. Antonio ergriff plötzlich eine Schere und trennte Alles wieder auf, während die Prinzeß mit dem Gummi einen kaum beendigten Baum bearbeitete, bis nicht das Mindeste davon zu sehen war.

Da erschien sehr unerwartet das Fräulein. Es brachte einen Befehl des Herzogs an Antonio, sich augenblicklich bei ihm einzufinden. Antonio erschrak, die Prinzeß noch weit mehr; Beide erriethen, um was es sich handle: Antonio sollte vor dem Herzog Zeugniß ablegen gegen die Zwergin.

Ehe Antonio das Zimmer verließ, fand er Gelegenheit, dem Fräulein zuzuflüstern:

„Hätte ich ahnen können, was ich jetzt weiß — eher hätte ich mir die Zunge abgebissen, als daß ich Euch etwas gesagt.“

Das Fräulein entgegnete nichts, sondern zuckte nur mit einem spöttischen Lächeln die Achsel.

Viertes Kapitel.

Ein scharfes Verhör und eine verstockte Sünderin.

Marotte wurde nicht gleich zum Herzog geführt; sie mußte im Vorgemach warten. Daselbst fand sich auch Antonio ein, der, wie wir wissen, gleichfalls durch Fräulein de Chanteraine den Befehl erhalten hatte, vor dem Herzog zu erscheinen.

Die Zwergin und der Page begrüßten sich eben nicht sehr freundlich, oder vielmehr, sie begrüßten sich ganz und gar nicht, ja blickten einander kaum an.

Sie hegten in der That sehr bittere Gefühle gegen einander, denn die Zwergin bezweifelte nicht im mindesten, daß einzig und allein der Page an den Unannehmlichkeiten Schuld sei, in welche sie sich verwickelt sah, und der Page, obwohl er freilich nicht ahnen konnte, was Marotte mit ihren heimlichen Besuchen im großen Garten schon Alles erreicht hatte, war doch durch das Benehmen der Prinzeß in seinen schlimmsten Befürchtungen bestärkt worden und glühte vor Unmuth und eifersüchtigem Groll, während er zugleich eine tiefe Scham empfand, den An=

geber gemacht zu haben und vor dem Herzog diese wenig ehrenhafte Rolle weiterspielen zu müssen. Er konnte sich nicht enthalten, nach Marotten hinüberzusehen; ihre Augen begegneten sich; in denen der Zwergin lag eine unaussprechliche Verachtung. Dem armen Antonio stieg das Blut siedend heiß in die Wangen, er konnte den stechenden Blick seiner kleinen Gegnerin nicht ertragen und wendete sich verlegen ab.

Gleich darauf ließ der Herzog sie Beide rufen.

Er saß vor seinem Schreibtische auf einem Stuhl mit hoher, kunstvoll geschnitzter Lehne. Er sah blaß und leidend aus, seine edlen Züge trugen das Gepräge des Kummers und nagender Unruhe. Nachdem er sich mehrmals mit der Hand über die Stirn gefahren, wie um seine Gedanken zu sammeln, begann er in ernstem, jedoch nicht zürnendem Tone:

„Du bist Abends im Schloßgarten gesehen worden, Marotte, wie kamst du hinein?“

„Ich hatte ausfindig gemacht, daß zwei Stäbe des eisernen Gitters lose waren und sich ohne Mühe entfernen ließen,“ war die unbefangene Antwort. „Die so entstandene Oeffnung war gerade groß genug, meinem kleinen mißgestalteten Körper den Durchgang zu gestatten.“

So oft die Zwergin ihrer Mißgestalt Erwähnung that, sah der Herzog, und gewiß nicht mit Unrecht, hierin eine boshafte Anspielung; so auch jetzt, er machte eine

ungeduldige Bewegung und zog die Brauen finster zusammen.

„Du kanntest mein Verbot," sagte er streng und verweisend, „wie durftest du es wagen, mir ungehorsam zu sein?"

„Ei nun, gnädigster Herr, ich dachte nicht, daß es hier auf St. Hubert Denuncianten gebe, durch welche zu Eurer Kenntniß Unerheblichkeiten gebracht würden, die Eurer Aufmerksamkeit so gänzlich unwürdig sind."

„Du bist sehr keck, Marotte, mäßige deine Sprache, ich rathe es dir. Und nun sage mir ohne Umschweife: was wolltest du drüben im Garten?"

„Es wachsen dort an sonnigen Abhängen Schlüsselblumen und Maßlieben; die hab' ich mir gepflückt und zum Kranze gewunden, mein Haupt damit zu schmücken."

„Marotte, ich will die Wahrheit hören."

„Ihr habt sie gehört, Hoheit."

Der Herzog sprang von seinem Sitz auf, der Zorn hatte seine Stirn geröthet, seine Augen funkelten. Mit großer Heftigkeit wendete er sich an Antonio:

„Was hast du beobachtet? — Mach's kurz!"

„Ich habe nur gesehen, daß Marotte durch das eiserne Gitter schlüpfte; da hielt ich es für meine Pflicht . . . ."

„War außer dir und Marotten Jemand im Garten?"

„Nein!"

„Hast du eine Vermuthung, was Marotte da gewollt?"

„Nein!"

„Ich will es indeß wissen. Kannst du mir keine Auskunft geben, so soll es Marotte."

Er ging ein paarmal hastig im Zimmer auf und ab, dann blieb er dicht vor der Zwergin stehen.

„Man übertritt nicht um nichts und wieder nichts meine strengsten Verbote," sagte er; „dein unbefugtes Eindringen in den Schloßgarten hatte einen Zweck. Es kann mir aber nicht gleichgültig sein, zu welchem Zweck die vertraute Dienerin meiner Tochter die Schranken durchbricht, welche ich zum Schutz eben dieser Tochter errichtet habe und scharf bewachen lasse. Dürfte ich deinem Vergehen das Motiv unterbreiten, das ich bei jeder Anderen deines Geschlechtes voraussetzen würde; ließe es sich denken, daß . . . ."

„Daß ich ein zärtliches Rendezvous gehabt?" kicherte die Zwergin. „Nein, mein gnädigster Herzog, dieses Motiv ist allerdings aus sehr naheliegenden Gründen ausgeschlossen, und ich bin nur froh, daß Ihr selbst solches zu erkennen geruht."

Der Herzog stampfte zornig mit dem Fuß.

„Heraus endlich mit der Wahrheit, du keckes Ding," rief er mit vor Wuth bebender Stimme, „oder bei Gott, ich werde Mittel und Wege finden, sie dir zu erpressen."

Die Zwergin, statt sich durch den Zorn ihres Gebieters auch nur im mindesten einschüchtern zu lassen, hob

vielmehr stolz ihr Haupt und sah ihm fest und herausfordernd in die Augen.

„Ich kenne Eure Mittel,“ sagte sie in scharfem, beißendem Tone, „wendet sie nur an, Hoheit, wenn Ihr das Herz dazu habt. Laßt mir Eure spanischen Stiefel anziehen, erprobt an mir die Wirkung Eurer Daumschrauben und glühenden Eisen, macht mich noch mehr zum Krüppel, als ich es schon bin, doch seid versichert, daß ich lieber auf der Folterbank den Geist aushauche, als mir ein Geständniß nach Eurem Gutdünken abnöthigen zu lassen.“

Schäumend vor Wuth eilte der Herzog zur Thür, riß sie auf und rief hinaus:

„Heda, wer hat den Dienst? Erwin, bist du's? Der Profoß soll kommen — schnell!“

Da aber warf sich Antonio zu des Herzogs Füßen nieder und rief mit erhobenen Händen und angstvoller Miene:

„Gnade, Hoheit, Gnade für Marotte! — Ich flehe Euch an, Gnade — um Mariens willen — um Eurer selbst willen!“

„Du hättest nicht tückischerweise den Angeber machen sollen,“ sagte höhnisch die Zwergin, „dann brauchtest du jetzt nicht feigherzig um Gnade zu winseln.“

„Ach, dürfte ich statt deiner die Strafe erleiden!“ schluchzte Antonio.

„Die du mir selber zugezogen hast?“

„Bei Gott, Marotte, ich habe nicht gewollt, daß dir ein Leid geschehe!“

Der Herzog hatte während dieses kurzen Zwiegespräches kein Auge von der winzigen Gestalt der Zwergin verwendet. Seine dräuend gerunzelte Stirn glättete sich wieder, der Ausdruck von fast thierischer Wuth schwand schnell aus seinen Zügen. Er hatte starke Männer erblassen sehen bei der Androhung von Strafen, wie er sie zu verhängen pflegte; kein Einziger hatte ihm zu trotzen gewagt, wie die Zwergin es that. Wenn irgend eine moralische Eigenschaft ihm Bewunderung abnöthigte, so war es der Muth. Wohnte nicht weit mehr Muth in diesem kleinen, mißgestalteten weiblichen Körper, als in den meisten kraftstrotzenden männlichen?

Nun fiel auch des Herzogs Blick auf den Pagen Antonio.

„Steh auf!“ befahl er diesem barsch. „Weine auch nicht mehr, mich widern solche alberne Gefühlsergüsse an.“

In diesem Augenblick trat der Profoß, ein alter Mann mit rohen, ausdruckslosen Zügen, ins Zimmer.

„Marotte,“ sprach der Herzog in fast gütigem Tone zu der Zwergin, „du hast mich heftig erzürnt, nicht sowohl durch dein Vergehen, als vielmehr noch durch deine hartnäckige Weigerung, mir die Wahrheit zu bekennen. Laß ab von diesem Starrsinn, Marotte, und — traue meinem

Worte! — wenn du mir auch das Schlimmste zu enthüllen hättest, deine Aufrichtigkeit sichert dir die vollste Straflosigkeit. Zum letzten Mal also: Sag mir Alles."

„Ich habe Euch Alles gesagt, Hoheit."

„Du trotzest noch immer? Willst du mich denn durchaus zwingen, dich aufs Blut züchtigen zu lassen?"

„Thut Euer Aergstes, Herr Herzog; ich werde Euer Erbarmen nicht anflehen, wie es soeben mein Ankläger Antonio that."

Der Herzog wendete sich von ihr ab und schritt heftig gesticulirend im Zimmer auf und nieder. „Welchen Heiligen soll ich anrufen, mir die Geduld zu verleihen, deren ich so sehr bedarf," murmelte er zwischen den Zähnen.

„Führe das störrische Ding fort, Matthias," rief er voll Ingrimm dem Profoß zu, „ins Gefängniß mit ihr — halte sie streng — übe keine Nachsicht — fort, fort!"

Marotte verzog den Mund zu einem höhnischen Lächeln und folgte dem Büttel. Auch der von Schmerz überwältigte Antonio verließ auf einen Wink des Herzogs das Zimmer.

Kaum aber hatte sich hinter den Dreien die Thür geschlossen, als der Herzog seinen harten Befehl zu bereuen schien, denn er war sichtbar im Begriffe, sie wieder zurück=

zurufen. Er besann sich jedoch schnell eines Anderen und warf sich voll Unmuth auf den vor seinem Arbeitstische stehenden Sessel.

„Darf ich ihren Ungehorsam und Starrsinn denn immer und immer ungestraft hingehen lassen, weil ich das schwer empfundene Unglück habe, an ihrem Gebrechen Schuld zu sein?“ sagte er für sich. „Uebe ich nicht schon weit mehr Schonung, als sie es verdient, indem ich ihr das Härteste erlasse? — Nein, nein, es darf mir Niemand Trotz bieten, Niemand, sei es wer es will; sie Alle sollen mir gehorchen, ja, bei der heiligen Mutter Gottes, sie sollen mir blindlings gehorchen, wenn ihnen Habe und Gut, Freiheit und Leben lieb sind!“

Mittlerweile folgte Marotte mit der Miene völliger Sorglosigkeit dem Gefangenwärter Matthias, der ungeachtet der vom Herzog empfangenen Weisung, „die störrische kleine Person“ mit aller Strenge zu behandeln, sich gegen diese vielmehr mit großer Höflichkeit und einem Wohlwollen betrug, das seinem Herzen durchaus fremd war.

Matthias war nämlich ein schlauer Mann, der aus der Erfahrung Belehrung schöpfte. Er dachte so: Mitunter verraucht der Zorn des Herzogs sehr schnell, und mehr als einmal ist es mir übel bekommen, daß ich seine in der ersten Hitze ertheilten Befehle zu genau befolgte. Diese halsstarrige und widerspenstige kleine Kröte ist und

bleibt nun einmal trotz ihrer Koboldsnatur und Mißgestalt eine bevorzugte und einflußreiche Person, sie könnt' es mir mit Zinsen heimzahlen, wollt' ich zu schlimm mit ihr umspringen — oh, oh, bin nicht so dumm."

Die Folge von dieser klugen Ueberlegung war die, daß Marotte, nachdem ihr erst eine kurze Unterredung mit Margot gestattet worden war, in den Kerker Nummer Eins, das heißt in ein Gelaß des Kellergeschosses geführt wurde, das mit einem Gefängnisse eigentlich nur die an dem kleinen, schmalen Fenster angebrachten eisernen Stäbe gemein hatte, sonst aber recht wohnlich eingerichtet war.

Die Unterredung, welche Marotte mit der Kammerzofe pflog, hatte zunächst zum Gegenstand den in Betreff des Ritters Florian geschmiedeten Anschlag.

„Es bleibt bei der Verabredung, Margot," sagte die Zwergin, „thue genau so, wie es dir vorgeschrieben wurde, und thue es zwar schon diesen Abend."

„Und der Prinz?" fragte Margot. „Habt Ihr keinen Auftrag für mich an ihn, Mamsell Marotte?"

„Keinen mündlichen," entgegnete Marotte, „aber nimm diesen Schlüssel; er schließt meine Commode auf, in welcher du einen Brief an den Prinzen finden wirst. Mache morgen Nachmittag das Zeichen mit dem Fensterladen, wie ich es dir gezeigt habe, und schieße dann Abends um neun Uhr den Brief auf die Stechbahn hinüber. Du weißt ja, wie du das zu bewerkstelligen hast."

„Ja,“ sagte Margot, „und es ist nur gut, Mamsell Marotte, daß Ihr mir Alles so deutlich und klar explicirt habt.“

„Ich hatte eben eine Ahnung, daß es so kommen würde, wie es gekommen ist; Vorsorge verhütet Nachsorge.“

„Wie? Es hat Euch geahnt, daß man Euch einsperren würde?“

„Ich werde mich an dem Betreffenden rächen, verlaß dich darauf. Nun gehe und mache deine Sache gut.“

Schweren Herzens nahm Margot von der Zwergin Abschied, und als sich hinter dieser die Kerkerthür schloß, brach die gefühlvolle Kammerzofe in ein lautes Schluchzen aus.

Fünftes Kapitel.

Frommes Ende des Bären Troll. Ungeschicktes Werfen eines Briefes, und wie der tapfere Ritter Florian diesen dennoch bekam. Mondschein und rührender Klagegesang mit seltsamem Accompagnement.

„Ist die Trauerkunde schon zu Euren Ohren gedrungen, ihr Herren Ritter?“ fragte der Narr Gloriosus im Schloßhofe den Ritter Florian und mehrere von dessen Freunden, als dieselben am Nachmittage des nämlichen Tages, an welchem sich das im vorigen Kapitel Erzählte zutrug, von einer Jagd zurückgekehrt waren. „Unser alter, braver Troll hat das Zeitliche gesegnet,“ fügte er mit trefflich nachgeahmtem Schluchzen hinzu, indem er sich mit einem Zipfel seiner langen Oberärmel über die trockenen Augen fuhr, „der Bär ist todt — mausetodt — ach, ganz ungewöhnlich todt!“

„Wenn sein Todsein das herkömmliche Maß übersteigt,“ meinte der Ritter mit der geschwollenen Nase, „so ist es nicht mehr als billig, daß wir unseren Thränen einen um so freieren Lauf lassen, und Ihr braucht sie

Euch nicht aus den Augen zu wischen, Freund Gloriosus. Doch sagt, wodurch bekundet sich denn eigentlich bei dem seligen Troll der überaus hohe Grad von Leblosigkeit?"

„Dadurch," entgegnete der Narr, „daß er selbst bei der boshaftesten und niederträchtigsten Verunglimpfung seines Leumundes sich nicht rührt und nicht regt. Ich habe ihm eine volle Stunde lang alles Böse nachgesagt, was nur die frechste Lüge ersinnen kann — umsonst, er verzog keine Miene dabei."

„Er muß ein sehr gutes Gewissen haben," sagte der Ritter von der Hetzpeitsche, „Gott schenke uns Allen ein so frommes Ende!"

„Oder er muß eine ausnehmend dicke Haut haben," meinte Florian.

„Und eine wasserdichte dazu," sprach der Narr, „denn zwei Stalleimer voll Wasser, die ich über ihn ausleerte, hatten so wenig eine Wirkung, wie die abscheulichste Beschimpfung seines guten Namens."

„Er wird sich gesagt haben, daß Beides, weil von einem Narren kommend, keine Beachtung verdiene," lachte der Ritter Balduin.

„Ihr nennt mich so oft einen Narren," sprach Gloriosus, „sagt, Ihr Herren, geschieht das nur Höflichkeits halber, oder bin ich wirklich einer?"

„Ein so ausbündiger, wie je einer lebte," betheuerte Florian.

„Hm, hm! — Entdecket Ihr denn nie eine Spur von Weisheit in mir?“

„So wenig Weisheit in Eurem Kopf, Freund Gloriosus, wie Tugend in Eurem Herzen,“ entgegnete der Ritter Percival.

„Hm, hm, hm! Und Ihr meint also, daß ich meine Schellenkappe mit vollem Recht trage?“

„Das Recht wird Euch Niemand streitig machen; verlaßt Euch darauf.“

„Hm, hm, hm, hm!“

„Was wollt Ihr mit Eurem hm, hm, hm sagen, Narr?“

„Ei nun, ich sinne nur so im Stillen darüber nach, ob nicht ein echter Narr ein halbes Schock unechter Ritter aufwiege.“

„Was,“ rief Balduin, „der Schurke wagt es, unser Ritterthum zu beschimpfen!“

„Nein,“ antwortete Gloriosus, „das Ritterthum zu beschimpfen, überlasse ich euch Afterrittern, die ihr nicht werth seid, daß man euch als Gliederpuppen conterfeie und auf Jahrmärkten als Zielscheiben aufstelle, um Schulbuben, den Schuß zum Dreier, nach euch schießen zu lassen.“

„Wollen wir diesen unverschämten Narren nicht durchpeitschen lassen, ihr Herren?“ rief Percival.

„Ja, und wir wollen ihn noch dazu prellen lassen, wenn er nicht auf der Stelle widerruft.“

„Haltet ihn fest, Ritter Florian, damit er uns nicht entwische. Beim Jupiter, er soll widerrufen oder eine furchtbare Züchtigung erleiden!"

„Wie, ihr droht?" schrie Gloriosus. „Gut, alsdann widerrufe ich. Ich habe gesagt, daß ihr nicht werth seid, so abgebildet als Zielscheiben zu dienen. Das war eine große Unwahrheit. Ihr seid es werth, und wenn Einer den schwarzen Fleck trifft, das Herz nämlich, dann soll dem Getroffenen die Rüstung herunterrasseln, so daß man ihn in seiner ganzen bejammernswerthen Nacktheit sieht, und wer den Schuß gethan, soll als Preis eine Kindertrompete erhalten, einen Tusch darauf zu blasen."

Der Narr hatte kaum das letzte Wort gesprochen, als er mit einer geschickten Wendung den ihn umringenden Rittern entschlüpfte und eiligst davonlief. Die Ritter verfolgten ihn aufs eifrigste, holten ihn jedoch nicht ein.

Am Abend fand eine ähnliche Lustbarkeit statt, wie die, welcher wir schon einmal beiwohnten. Die jungen Leute waren in der heitersten Laune, nur der Ritter Florian zeigte sich auffallend zerstreut und träumerisch. Auch stahl er sich, noch lange bevor seine Zechgenossen an den Aufbruch dachten, aus dem munteren Kreise fort.

Wir, geneigter Leser, wollen den Ritter Florian begleiten, der, während seine Kameraden von Gloriosus den Grund seines Weggehens erfuhren und hierüber in ein schallendes Gelächter ausbrachen, durch den äußeren Schloß-

hof gegangen war und sich nun eiligen Schrittes dem oft erwähnten Burggraben näherte.

Der Burggraben war eine wasserleere, nicht sehr breite, aber um so tiefere Rinne, die zwischen zwei Mauern hinlief. Die eine dieser Mauern hatte eine beträchtliche Höhe, es war die, welche den alten Thurm mit dem Hauptgebäude des Schlosses verband und, wie früher erwähnt, oben mit einer gedeckten Gallerie versehen war. Die andere Mauer dagegen, längs welcher Florian hinschritt, erhob sich nicht über das Niveau des Erdbodens. In früherer Zeit hatte über den Graben eine Brücke geführt. Es war von derselben jedoch nichts mehr übrig, als zwei massive Pfeiler, die man später unter sich, sowie mit den beiden Seitenwänden durch Mauerwerk verbunden hatte, so daß nunmehr ein Theil des Grabens, und zwar derjenige, der an den alten Thurm stieß, eine längliche, vollständig abgeschlossene Grube bildete.

Die Grube war vor Jahren als Bärenzwinger benutzt worden. Es ragte aus der Mitte derselben ein hoher, schlanker, seiner Aeste beraubter Tannenbaum hervor, an welchen schon mancher zottige Gesell gekettet gewesen war.

Und hieher hatte man auch den alten Troll gebracht, als er sich so weit vergaß, daß er erprobten Freunden und nahen Blutsverwandten die ungeheuersten Maulschellen applicirte, als hätte ihre und nicht seine eigene Unmäßig-

keit ihm das leidige Bauchgrimmen zugezogen, an welchem er litt.

Gerade an dieser Stelle stand nun der Ritter Florian und schaute auf die jenseit des Grabens sich erhebende Mauer hinüber, die, oben von den schräg fallenden Strahlen des Mondes hell beleuchtet, einen breiten, dunklen Schatten über den Graben warf.

Da wurde auf der Gallerie, welche die Mauer krönte, eine Gestalt in hellschimmerndem Gewande sichtbar, sie schwenkte ein weißes Tuch, und der Ritter beantwortete das Zeichen mit einem leisen Räuspern.

„Bringst du mir Antwort, liebe Margot?“ fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Einen Brief hab' ich für Euch, Herr Ritter, aber....“

„Treffen wir uns in der alten Halle, ich habe dafür gesorgt, daß der Weg dahin frei ist; eilen wir, beste Margot.“

„In die alte Halle soll ich gehen, wo der Geist der Klosterfrau spukt? — Nicht um die Welt!“

„Ach was, sei doch keine solche Närrin!“

„Ich thu' es nicht!“

„Aber wie bekomme ich denn nur den Brief?“

„Den werf' ich Euch zu.“

„Das geht nicht.“

„O es wird schon gehen, ich hab' ihn an einen Stein befestigt. Gebt Acht, jetzt werf' ich!“

„Laß das, du thörichtes Mädchen, ich ...."

Da flog etwas Weißes durch die Luft und verschwand in der drunten herrschenden Finsterniß. Der geschleuderte Stein schlug dicht vor den Füßen des Ritters an die Mauer und rollte in den Burggraben, während Margot eiligst ihren hohen Standort verließ.

Wie sehr Florian das eigenmächtige und ungeschickte Benehmen des Mädchens aus tiefster Seele verwünschte, das bezeugte ein kräftiger Fluch, den er voll Unmuth hervorstieß. Wie sollte er nun zu dem so sehnsüchtig erwarteten Briefe kommen? Und er mußte ihn ja doch haben, denn, ganz abgesehen von seinem brennenden Verlangen, den Inhalt kennen zu lernen — konnte er wohl ein Schreiben seiner Angebeteten, ein Schreiben der Prinzeß die Nacht über im Bärenzwinger liegen lassen? — Wenn nun bei anbrechendem Morgen einer der Jäger oder Hundewärter hieherkäme und — — nein, nein, den Brief mußte er haben, noch in dieser Stunde haben.

Aergerlich ging er auf dem Rande des Grabens hin und her, darüber nachsinnend, wie er wohl hinunterkommen könnte.

„Nur gut, daß die alte, zornmüthige Bestie, der Troll, todt ist," murmelte er in den Bart.

Da sah er zu seiner größten Freude an einer Stelle, wo das dicke, zerbröckelte Gemäuer einen tiefen Einschnitt hatte, den oberen Theil einer Leiter aus dem Graben

hervorragen. Ohne Bedenken hatte er sich auf dieselbe geschwungen und war im Nu schon halbwegs hinunter-gestiegen; da wichen plötzlich die zwei Seitenstangen aus-einander, die Sprossen krachten in den Fugen, entglitten unter dem auf ihnen lastenden Gewichte ihrem Halt, die ganze Leiter löste sich in ihre einzelnen Bestandtheile auf, und der Ritter Florian lag, noch ehe er recht wußte, wie ihm denn eigentlich geschehen, in jeder Hand eine Sprosse krampfhaft festhaltend, auf dem Rücken drunten auf dem Boden des Zwingers.

Er lag aber nicht lange so da, denn zugleich mit dem Gepolter, das sein Sturz in die Tiefe verursacht hatte, war aus nächster Nähe ein anderer, ein furchtbarer Ton an sein Ohr gedrungen, das zornige Brummen des alten Troll nämlich und ein wüthendes Zerren an einer eisernen Kette, das in nicht mißzuverstehender Weise kund-gab, wie der wieder zum Leben erwachte alte Bursche seine ganze gewaltige Kraft aufbiete, um sich loszureißen und über den Störer seiner Ruhe herzufallen. Wahr-scheinlich war der nur à la Gloriosus gestorbene Bär von einer der seitswärts fallenden Stangen etwas unsanft ge-troffen worden, denn er hatte sie mit seinen starken Branken gepackt und biß wüthend hinein.

Man begreift nun, daß der Ritter Florian nicht lange auf dem Rücken liegen blieb, um sich in Betrach-tungen über die Art und Weise seines überaus schnellen

Hinuntergelangens zu vertiefen. Mit fast unbegreiflicher Schnelligkeit war er vielmehr emporgeschnellt und hatte sich möglichst tief in die Ecke des engen Raumes hineingedrückt. Hier stand er nun, an die feuchte Wand gepreßt, und starrte mit weit aufgerissenen Augen in die Finsterniß hinein, den Abstand zu messen, der ihn von dem wuthschnaubenden Ungeheuer trennte. Sein Herz pochte hörbar, kalter Angstschweiß rann ihm von der Stirn, und seine Haare sträubten sich empor, indem er mit bebenden Lippen und in dem begütigendsten Tone, den er nur erzwingen konnte, stammelte:

„Troll — oh — oh — braver Troll — ich thu' dir ja nichts, alter Kerl — thu' dir gewiß nichts, mein gutes Thierchen!"

Doch die Betheuerung, daß ihm durchaus nichts geschehen solle, besänftigte den alten Troll keineswegs, vielmehr zerrte und riß er mit so verzweifeltem Ingrimm an seiner Kette, daß dem Ritter darob ein grausiger Zweifel aufstieg, ob wohl überhaupt eiserne Ringe, und wären sie auch so dick wie Ankerringe, einer solch furchtbaren Kraftanstrengung dauernd widerstehen könnten.

Florian's Augen hatten sich jetzt schon mehr an die Dunkelheit gewöhnt; die schwarze, unförmliche, sich hin und her wälzende Masse vor ihm nahm eine immer deutlichere Gestalt an, er sah, wie der Bär mit den Branken wüthend nach ihm schlug und dann wieder die Krallen

in den festen Lehmboden hieb, daß faustgroße Klumpen in allen Richtungen umherflogen. Er sah auch die zornfunkelnden Augen der Bestie wie zwei glühende Kohlen leuchten, es war ihm, als kämen sie ihm näher und immer näher, schon glaubte er an seinem Gesichte den heißen Athem des Thieres zu fühlen, es schnürte ihm etwas die Kehle zusammen, es legte sich etwas centnerschwer auf seine keuchende Brust — fast schwanden ihm die Sinne im Uebermaß der tödtlichen Angst.

Der beinahe gänzlich erloschene Muth des nicht sehr beherzten jungen Mannes belebte sich endlich wieder ein wenig. Er schämte sich seiner weibischen Furcht und gewann so viel Fassung, daß er seine Lage etwas ruhiger ins Auge fassen konnte. Der Bär war mittelst der eisernen Kette an den schon im Vorhergehenden erwähnten Baumstamm gefesselt, welcher sich inmitten des Zwingers erhob. Die Kette war zu kurz, als daß es dem Thiere möglich gewesen wäre, mit den furchtbaren Tatzen irgendwo die Mauer seines Gefängnisses zu berühren. Hielt also die Kette, so war keine Gefahr vorhanden, und da sie bereits den verzweifeltsten Anstrengungen getrotzt, so stand es zu hoffen, daß sie auch fürder ihre Stärke bewähren würde.

Diese tröstliche Erwägung vermochte unseren Florian jedoch nicht zu beruhigen.

„Jedes Ding hält gerade nur so lange, bis es reißt,“

sagte er halblaut für sich, indem er zitternd und bebend die Hände rang, „allmächtiger Gott, wenn das höllische Vieh — — es würde mich erwürgen, bei lebendigem Leibe auffressen — — wie konnte nur der nichtswürdige Gloriosus sagen, daß es gestorben sei — — möge ihn der Satan holen, den schurkischen Lügner!“

Und nun fiel ihm schwer aufs Herz, wie er oft den alten Troll muthwilliger Weise zum Zorn gereizt und ihn dadurch recht eigentlich zu seinem persönlichen Feinde gemacht. Er entsann sich reuevoll, wie er ihm statt des Zuckerwerks, welches alle Bären so gern naschen, in Papier gewickelte Steine hingeworfen, wie er ihm das schon empfangene Futter mittelst eines langen eisernen Hakens wieder entrissen, ja wie er ihm mehr als einmal in sträflichem Uebermuthe mit stumpfen Bolzen auf den Pelz geschossen, daß er laut aufgebrüllt vor Schmerz. De- und wehmüthig bat er jetzt dem Schwerbeleidigten das bittere Unrecht ab.

„Es war nicht schön von mir,“ suchte er in seiner Todesangst den grimmig ihn anfletschenden Bären zu besänftigen, „soll auch gewiß nicht wieder geschehen — nein, auf Ehre nicht! — — nur sei du auch recht fromm, mein Thierchen — so, so — freundlich sein, braver Troll — schöner, alter Troll — Zucker haben, recht viel Zucker haben — oh — oh!“

Unmöglich könnte ich alle die feierlichen Versprechungen

künftiger liebevoller Behandlung hier wiederholen, die des Ritters Lippen entströmten. Sie machten das unwirsche Knurren und Zähnefletschen des Bären nicht verstummen, und sie verschafften dem unfreiwilligen Gaste des Zwingers keinen größeren Raum in seinem engen, feuchten Winkel.

Der Mond war mittlerweile höher am Himmel emporgestiegen. Seine Strahlen glitten tiefer und immer tiefer an der Wand des Zwingers hinab, sie beschienen endlich einen Theil des Bodens. Florian konnte nunmehr jeden Gegenstand, den das Licht traf, genau unterscheiden. Dort, wohl drei oder vier Ellen von ihm entfernt, lag der Brief, um dessentwillen er sich auf das verwünschte Abenteuer eingelassen hatte. Den Brief wollte, mußte er haben; aber wie in seinen Besitz gelangen? Hier, fast im Bereiche seines Armes, lag auch die eine Seitenstange der Leiter. Diese konnte ihm zu dem Briefe verhelfen. Er bückte sich und streckte die Hand danach aus. Troll aber nahm das sehr übel und schlug mit seiner Tatze nach ihm. Florian zog blitzschnell die ausgestreckte Hand zurück, wiederholte aber doch gleich darauf den Versuch. Troll wurde noch ungehaltener und riß fürchterlich an der Kette. Zum drittenmal streckte Florian die Hand aus, und — jetzt hatte er glücklich die Stange erwischt. Troll mochte darin eine gegen ihn gerichtete Demonstration der feindseligsten Art sehen, sein Zorn war grenzenlos, er erhob sich auf den Hinterbeinen und nich bis an den

Tannenbaum zurück. Mit starrenden Borsten, mit flammenden Augen, zurückgelegten Ohren und in die Höhe gezogenen Lefzen stand er da, zeigte dem entsetzten Florian sein furchtbares Gebiß und stieß ein so tiefes, grollendes Brummen aus, daß Jenem darob die Haut schauderte. Dann aber stürzte er plötzlich mit unbeschreiblicher Wuth und Kraft vorwärts, als gäbe es zwischen ihm und dem Gegenstande seines Hasses kein Hinderniß, das nur im entferntesten seiner gewaltigen Stärke Widerstand leisten könnte.

Mit einem lauten Angstschrei hatte sich Florian möglichst dicht an die Mauer gepreßt — war die Kette gerissen? Befand er sich schon unter den Klauen des wüthenden Thieres? Kaum wußte er es mehr; es dunkelte ihm vor den Augen, und abermals drehte sich vor seinem umnachteten Geiste Alles in wirren Kreisen.

Doch — ein stilles Dankgebet entrang sich seiner gepreßten Brust — die Kette hielt noch. Der Bär hatte sich im Vorwärtsstürzen überschlagen, vielleicht, weil er mit irgend einem Theile seines plumpen Körpers in eine Verschlingung der Kette gerathen war. Er heulte wie im heftigsten Schmerze und kroch etwas gedemüthigt an seinen Baum zurück.

Florian athmete erleichtert auf, jetzt endlich fühlte er sich einigermaßen sicher, denn unmöglich konnte die Stärke der Kette, an welcher sein Heil hing, einer noch härteren Probe unterworfen werden.

Mit der Leiterstange begann er nun behutsam den Brief an sich heranzukratzen. Von Seiten Troll's erfolgten zwar erneuerte Protestationen, jedoch in etwas weniger hohem Tone. Endlich hatte Florian den Brief in Händen. Er löste den Stein, an welchen er gebunden war, ab und drückte ihn entzückt an seine Lippen. Was hätte er nicht darum gegeben, ihn jetzt gleich lesen zu können. Aber freilich, daran war bei dem in der Grube herrschenden schwachen Dämmerlichte nicht zu denken; er küßte den Brief noch einmal und barg ihn dann an seinem unruhig pochenden Herzen.

Florian überlegte nun, ob und wie es wohl thunlich sein dürfte, aus dem Zwinger hinauszukommen. Ob es wohl gelingen sollte, die Leiter wieder zusammenzufügen? Die eine Seitenstange befand sich noch in der Gewalt des Bären, der sie vorhin wüthend mit Krallen und Zähnen bearbeitet hatte. Ob Troll sie sich sollte nehmen lassen? Der Versuch wurde gewagt, mißlang jedoch gänzlich; denn kaum hatte der Bär begriffen, was sein Gegner bezwecke, als er flugs mit beiden Branken die Stange packte und sie in Stücke zersplitterte.

Es war nun dem Ritter Florian zur Unmöglichkeit geworden, ohne fremde Hülfe aus dem Zwinger zu entkommen. Aber wie sollte er Hülfe zu erwarten haben? Es war schon spät; zu dieser Stunde des Abends kam gewiß keiner der Jäger, Falkeniere oder Stallknechte, ge-

schweige denn ein anderer der Schloßbewohner in die Nähe des Burggrabens. Indeß konnte er ja immerhin die Kraft seiner Lungen erproben. Und schon war er im Begriff, einen lauten Ruf auszustoßen, da schloß ihm eine plötzlich auftauchende Erwägung wieder den Mund. Wenn nun sein Hülferuf die übermüthigen Kameraden herbeiführte — wie wollte er ihre tausend neckenden Fragen nach der Ursache seines Hierseins beantworten? Welche Sündfluth von Spottreden würde sich nicht über ihn ergießen! Es war ihm, als töne ihm schon jetzt das homerische Gelächter der Boshaften in den Ohren, und seine Wangen rötheten sich vor Scham und Verdruß bei dem bloßen Gedanken an ihre nicht endenwollenden Sticheleien und die hämischen Glossen des Gloriosus.

Horch! hörte er nicht wirklich etwas? Klang das nicht wie ferner Gesang? Fielen jetzt nicht auch Instrumente ein? Es kam näher. Nun meinte er den hellen, klaren Tenor des Minnesängers Aqua Mortis zu unterscheiden. Erst leise, ganz leise, wie von säuselnden Abendwinden sanft getragen, ertönte die Musik; dann aber gewannen die lieblichen Klänge immer mehr Fülle und Rundung, bis sie endlich, zu rauschenden, melodischen Wogen anschwellend und weithin erschallend das schlummernde Echo wachriefen rings umher in den waldigen Schluchten.

Nur zu gut kannte Florian Melodie und Text:

„Einsam bin ich, nicht alleine,
Denn es schwebt so hold und mild
Um mich her im Mondenscheine
Dein geliebtes, theures Bild."

Er war wie vernichtet. Der Gesang hatte ihn augenblicklich an jenes kirchliche Lied erinnert, das vor nicht langer Zeit an einem kühlen Morgen in der Stechbahn vorgetragen wurde — kein Zweifel, er war das Opfer eines schlau angelegten, geschickt ausgeführten Streiches, und Gloriosus, der natürlicherweise einer der Haupträdelsführer war, hatte Alles den jungen Rittern verrathen, die ja nie irgend welche Gelegenheit, sich auf Kosten eines Kameraden lustig zu machen, unbenützt vorübergehen ließen.

Hatte er aber somit das Aergste zu gewärtigen, mußte er denn durchaus das moralische Spießruthenlaufen über sich ergehen lassen, nun, warum denn nicht lieber jetzt gleich seine Peiniger herbeirufen? Je eher begonnen, desto eher vollendet. So dachte er und rief so laut er konnte: „Zu Hülfe! — Freunde, Kameraden — zu Hülfe!"

„Um mich her im Mondenscheine," antwortete aus schon etwas weiterer Ferne die Musik.

„Hieher! — Balduin! — Percival! — Hört Ihr denn nicht? — Gloriosus!"

„Dein geliebtes, theures Bild,“ lautete, durch die schnell zunehmende Entfernung gedämpft, der Gesang.

„Seid verdammt, Alle miteinander, Ihr....“

„Urrrrrr!“ brummte Troll im tiefsten Baß.

Damit war Alles still.

Sechstes Kapitel.

Brief des Schloßcaplans Lupin an seinen Freund, den Herrn v. Waldstetten.

Lindemar, alias St. Hubert, den 27. Mai.

...... unserem beklagenswerthen Geisteskranken selbst. Denn in der That scheint die so regelmäßig wiederkehrende Periode seiner gesteigerten Gemüthsverstimmung in diesem Jahre zum erstenmal einen anderen Verlauf nehmen zu wollen; ich bemerke nicht den früheren schnellen Wechsel der Aufwallungen, nicht die krankhafte Reizbarkeit und jene furchtbar heftigen Zornesausbrüche, welchen so oft eine an Stumpfheit grenzende Abspannung folgte. Wird unter diesen Umständen überhaupt die Krisis eintreten, in welcher und durch welche nach dem Ausspruche des Doctors Burck allein die Heilung möglich ist? Bliebe

sie aus, so wäre dies ganz sicher nur die Folge des anregenden Verkehres, den der Herzog mit dem jungen Grafen Bruno unterhält, und es hätte alsdann eine Einwirkung auf den abnormen psychischen Zustand unseres unglücklichen Freundes stattgefunden, derjenigen wenig entsprechend, die wir erwarteten. Doch ich will einige Thatsachen anführen, damit Sie, lieber Herr v. Waldstetten, selber urtheilen mögen, ob meine Schlüsse stichhaltig sind oder nicht.

Das Benehmen des Herzogs gegen seinen unfreiwilligen Gast, anfänglich mit einer gewissen Scheu, einem sichtbaren Unbehagen gepaart, ist nach und nach ein ungezwungenes und darum auch gewinnendes geworden. Ja, oft weilen seine Blicke auf dem jungen Mann mit einem Ausdrucke von Wohlwollen, der deutlich bekundet, daß die außerordentliche Aehnlichkeit mit jener anderen Gestalt, die, einem grauenhaften Traumgebilde gleich, seine nachtumhüllte Erinnerung ohne Unterlaß beunruhigt, in des Herzogs Augen gar nicht mehr vorhanden ist; wobei freilich die abschwächende Wirkung nicht zu gering angeschlagen werden darf, welche die Umwandlung des jungen Candidaten der Rechte in einen mit Brocat, Sammt und Silberstoff ausstaffirten Prinzen des fünfzehnten Jahrhunderts nothwendig üben mußte.

Bruno spielt denn auch mit solch richtigem Eingehen und so unbeirrbarer Sicherheit die ihm zuertheilte Rolle,

daß die Täuschung keine größere sein könnte, und ich möchte fast glauben, daß, wenn seine eigene Frau Mama den hübschen und liebenswürdigen Jüngling sähe, wie er so höchst ungenirt die Huldigungen sich gefallen läßt, die man ihm als Thronerben von Savoyen darbringt, selbst ihr scharfes Mutterauge von dem falschen Scheine geblendet werden könnte.

Offenbar folgte der junge Graf, indem er so frischweg den ihm angewiesenen Standpunkt einnahm, einem ihm innewohnenden mächtigen Hange zum Abenteuerlichen, der nicht leicht an irgend einem Vorkommnisse Anstoß nimmt, möge es auch noch so hart an das Wunderbare und schier Unmögliche grenzen. Ich gestehe Ihnen, daß ich hierin erst eine gewisse Frivolität sah, die mir wenig gefallen wollte; später jedoch habe ich mich zu meiner Freude überzeugt, daß dem jungen Manne eine sittliche Würde und männliche Festigkeit des Charakters eigen ist, die man mit jener stark ausgesprochenen Neigung zum Romanhaften unvereinbar halten sollte, ihm aber nur um so mehr Achtung gewinnt. Er besitzt zudem einen fähigen Kopf, dem scharfes Nachdenken Bedürfniß ist, und der stets wissen wird, einer gar zu zügellos ins Weite schweifenden Phantasie ein gebieterisches Halt zuzurufen. Und glauben Sie nur ja nicht, lieber Herr v. Waldstetten, daß Bruno, gleich den andern jungen Leuten, die hier ihr Wesen treiben, seine ganze Zeit ausschließlich auf ritterliche

Kurzweil, wie Jagen, Reiten, Lanzenstechen, Fuchsprellen und Humpenleeren, verwendet; o nein, schon oft habe ich bemerkt, wie er, dieses geistlosen Thuns sichtbar müde, sich aus dem lärmenden Kreise der Kameraden wegstahl, um allein in Wald und Flur umherzuwandeln, oder um eine Gelegenheit zu suchen, mit dem Herzog, ja auch manchmal mit mir, dem Schwarzrock, den Jene als düsteren Freudenstörer ängstlich meiden, ein Gespräch anzuknüpfen.

Unverkennbar war es Anfangs, daß Bruno in seinen Gesprächen mit dem Herzog unter einem starken Zwange litt, denn wie der Letztere seinerseits nie einen Gegenstand berührte, der dem fünfzehnten Jahrhundert fremd gewesen ist, so mußte ja auch der Erstere sich hüten, ein solches Noli me tangere aufs Tapet zu bringen. Für einen Ungeübten mag dies keineswegs so gar leicht sein, unser junger Freund bewies jedoch darin ein großes Geschick. Auch fehlte es trotz aller Beschränkung den Beiden doch keineswegs an Stoff zur Unterhaltung. Sie wissen, Herr v. Waldstetten, wie tief der Herzog in die Geschichte und Literatur des classischen Alterthums eingedrungen ist, und Sie werden sich erinnern, wie er in früheren Jahren, wenn er auf einen seiner Lieblingshelden oder Lieblingsdichter zu sprechen kam, oder wenn er sich über das Staatswesen, die Kriegführung, die Religion und Philosophie der Griechen und Römer, oder über die Vorzüge ihrer

Kunst äußerte, durch das Feuer seiner Beredsamkeit Ihre Bewunderung erregte. Sie können sich also vorstellen, wie Bruno, eben weil er einen berechtigten Zweifel an dem vernunftgemäßen Denken seines Wirthes hegte, in Erstaunen gerathen mußte, als er in ihm einen Mann kennen lernte, der mit feinem Gefühl die größte Originalität des Gedankens vereinigte und durch Lebenserfahrung und erworbene Kenntnisse zu so folgerichtigen Schlüssen gelangt ist.

Es war natürlich, daß sich Bruno um so mehr zu einem Manne von so ungewöhnlichen Gaben hingezogen fühlen mußte, als er hier jeder anderen geistigen Anregung fast ganz entbehrte, und in der That dürfen wir in dieser Hinsicht mit dem Verlauf der Dinge zufrieden sein. Ich habe denn auch nicht versäumt, mir die Gunst der Umstände zu Nutze zu machen. Sobald ich mich überzeugt hatte, daß in dem Herzen Bruno's der heftige Groll, den er Anfangs über die ihm angethane Gewalt empfand, einem warmen Gefühle von Hochachtung und Zuneigung gewichen war, ergriff ich die erste sich darbietende Gelegenheit, um über des Herzogs Vergangenheit einige Winke fallen zu lassen, die das erwachte Interesse noch steigern mußten. Nun suchte der junge Mann mich näher auszuforschen, und ich befriedigte natürlich gern seine Neugierde. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte er zu, als ich auf des Herzogs unglückliche Ehe zu sprechen kam, wie

er mit aller Gluth der jugendlichen Empfindung ein Mädchen geliebt, in welchem er das Ideal jeder weiblichen Vollkommenheit erblickt, wie er aber später zu der schmerzlichen Erkenntniß gekommen, daß die einst so angebetete Mathilde gleichsam nur die Folie war, die er dem schimmernden Juwel seiner Imagination unterschob, ja mehr noch, daß sie ihrer ganzen Geistesrichtung und ihrer überaus zarten und schüchternen, nur für die stillen Freuden der Häuslichkeit empfänglichen Gemüthsstimmung nach, den möglichst schroffen Gegensatz bilde zu seinem hochfliegenden Geiste, seinem rastlosen Thatendrange und seiner im Guten wie im Bösen gleich rasch und mächtig aufwallenden Leidenschaft.

Bruno machte hier eine Bemerkung, die ich wohl nicht recht verstanden haben dürfte und darum auch nur unvollständig wiedergeben kann. Ihrer Eigenthümlichkeit halber will ich sie jedoch anführen. Er meinte nämlich, eine solche Verbindung ungleich angelegter Naturen sei die schlimmste aller Mesalliancen, und es müsse sich nothwendig der Irrwahn rächen, als könne der aus nur irdischen Stoffen gebildete Elementargeist durch die Liebe eines Menschen des Götterfunkens theilhaftig werden, der das ewige Leben bedingt. Da er dies — und ich glaube noch etwas von einer Meerjungfer — mit zerstreuter Miene in den Bart murmelte, als sei es eigentlich nicht an mich gerichtet, so mochte ich mir keine nähere Erklärung

erbitten, sondern fuhr fort, ihm zu erzählen, wie nicht nur des Herzogs Liebe zu der sanften und hingebenden, allen höheren Interessen des Lebens aber fernstehenden Frau mehr und mehr erkaltet sei, sondern auch noch ein qualvoller Zweifel an ihrer ehelichen Treue in seinem Herzen platzgegriffen habe.

Bei diesem Punkte angelangt, galt es, vorsichtig zu Werke zu gehen, denn hatte der ältere Graf Arnheim seinem Sohne je etwas über das tragische Schicksal seines Schwagers, des Herzogs, mitgetheilt, so mußte dies sich nunmehr zeigen. Ich vermied daher alles Eingehen auf specielle Verhältnisse, sowohl persönliche wie auch örtliche, ich vermied vor allen Dingen die Nennung der Namen, und so erfuhr mein aufmerksamer Zuhörer vorerst nur, daß ein junger und schöner, aber unbemittelter Husaren-Rittmeister einst um die Hand der Gräfin Mathilde sich beworben, jedoch von deren Vater fast verächtlich abgewiesen wurde, weil zugleich mit ihm der reiche Herzog als Freier auftrat. Später lenkte ich eben so behutsam die Rede auf den Bruder der Gräfin Mathilde, der ebenfalls Officier und zwar ein Regiments-Kamerad und intimer Freund des Rittmeisters gewesen. Die große Vorsicht hätte ich mir übrigens ersparen können, denn ich überzeugte mich schließlich, daß Bruno aus keinem Munde noch die unglückliche Geschichte vernommen hatte. Als ich endlich den Ort nannte, an welchem dieselbe vor zwanzig

Jahren spielte, als ich auch das Regiment nannte, bei welchem die beiden Officiere dienten, sagte er höchst unbefangen:

„Auch mein Vater diente bei jenem Regiment, auch er lebte bis vor zwanzig Jahren in D., wo es garnisonirte. Ei, da wird mein Vater den Herzog und seine junge Gattin gekannt haben, denn er unterhielt, wie ich weiß, mit allen höheren Kreisen der dortigen Gesellschaft enge Beziehungen."

„Vielleicht erzählte Ihnen Ihr Vater bereits von der unglückseligen That, zu welcher den Herzog von Vermanton die blinde Raserei der Eifersucht trieb?" fragte ich, um meiner Sache ganz sicher zu sein.

„Nein, noch nie nannte mein Vater den Namen des Herzogs, den ich überhaupt in diesem Augenblick zum ersten Mal höre. Begierig aber wäre ich, das Schicksal des merkwürdigen und unglücklichen Mannes zu erfahren, und wenn Sie mich eines so großen Vertrauens werth erachten . . ."

„Gern erfülle ich Ihren Wunsch, lieber Graf Arnheim; also hören Sie."

Ich erzählte ihm nun von den boshaften Ohrenbläsereien, mittelst welcher es einem geheimen Feinde des Rittmeisters v. Horst — auch dieser Name war meinem Zuhörer fremd — allmählich gelungen war, dem Herzog einen eifersüchtigen Verdacht gegen jenen von Mathildens

Vater zwar abgewiesenen, von Mathilden selbst aber anfänglich begünstigten Bewerber um ihre Hand einzuflößen.

Sie wissen ja, lieber Herr von Waldstetten, daß selbst die aufrichtigsten Freunde des Rittmeisters nicht in Abrede stellen mochten, daß er wiederholt den Versuch gemacht habe, sich der jungen und schönen Herzogin zu nähern, und Sie werden sich auch noch erinnern, wie zu damaliger Zeit in D. von geheimen Zusammenkünften geflüstert wurde, bei welchen die geängstigte Frau ihren verwegenen Anbeter fast fußfällig mit Bitten bestürmt haben solle, sie durch sein thörichtes und vermessenes Thun doch nicht vollends ins Unglück zu stürzen. Auch wurde wohl nicht ganz ohne Grund behauptet, daß der Rittmeister unedelmüthig und rachsüchtig genug war, sich später gegen seine Kameraden mit eben jenen Zusammenkünften zu brüsten, als hätten sie ganz anderen Zwecken gedient.

Ich kam nun auf das unheilvolle Zerwürfniß zwischen dem Herzog und dem Bruder seiner Frau zu sprechen, sowie auf des Ersteren plötzlichen Aufbruch von D. und seine Reise nach Rom, wo er jedoch zu seinem Erstaunen und heftigsten Aerger dem Schwager und dessen Freunde, dem Rittmeister v. Horst, abermals begegnete; ferner auf den nunmehr zur festen Ueberzeugung erstarkten Glauben des Herzogs an die Untreue seiner Gemahlin, in deren demuthsvoller Ergebung, klaglosem Schmerz und schnellem

Dahinwelken er, statt sich davon rühren zu lassen, nur die stummen Verräther des Schuldbewußtseins erblickte. Und nun folgte eine Schilderung des blutigen Auftrittes im Garten der Villa zu Tivoli, wohin der Herzog in später Abendstunde durch die Einflüsterungen der Eifersucht getrieben wurde. In wenig Worten war der schreckliche Hergang erzählt: wie der Herzog eine männliche Gestalt vom Pavillon, wo er seine Frau wußte, die dunkle Pinien-Allee hinabschreiten sah, wie er den Davoneilenden hastig verfolgte und am Ausgange der Allee einholte, wie er ihn, den er in der Dunkelheit für den Rittmeister hielt, gebieterisch aufforderte, den Degen zu ziehen und sein Leben zu vertheidigen, und wie nun, da des Herzogs ungestümes Eindringen seinem Gegner jede Auseinandersetzung unmöglich machte, der Kampf erfolgte, der in so entsetzlicher Weise endigte.

Auf Bruno machte dies Alles den tiefsten Eindruck.

„Und der Herzog hatte seinen Gegner getödtet?“ rief er in fieberhafter Aufregung.

„Er hatte ihm mit dem Degen die Brust durchbohrt und verließ den ohne Lebenszeichen auf dem Boden Liegenden mit der festen Ueberzeugung, ihn getödtet zu haben.“

„Und dann?“

„Dann eilte der Herzog zum Pavillon, wo er seine Gattin fand. Er warf ihr die Waffe vor die Füße und

sagte ihr mit erstarrender Kälte, wie er soeben seine Schmach in dem Blute des Ehrenräubers getilgt habe."

„Schrecklich, schrecklich!"

„Das Schrecklichste haben Sie noch nicht vernommen, lieber Bruno. Als die Herzogin die Sprache wiedergefunden, die ihr das lähmende Entsetzen auf Augenblicke geraubt hatte, erklärte sie ihrem Gatten, daß ganz allein er selber durch seinen ungerechtfertigten Verdacht zum Frevler an seiner Ehre geworden, derjenige aber, der von seiner Hand gefallen, ihr Bruder sei.

Sie können sich denken, lieber Herr v. Waldstetten, welche Beurtheilung einem so furchtbaren Akt des blindesten Ungestüms von Seiten Bruno's zu Theil wurde. Daß der von Eifersucht verblendete Herzog seinen Schwager nur auf den Tod verwundet, nicht aber, wie er selber angenommen, wirklich getödtet, milderte in seinen Augen das Entsetzliche und Verdammliche der That nicht, da, wie er richtig bemerkte, die mehr oder minder schweren Folgen einer gewaltsamen Handlung, weil nur durch bloße Zufälligkeiten bedingt, für den Moralisten keinerlei Bedeutung haben dürften, wenn freilich auch der Gesetzgeber bei Feststellung des Strafmaßes darauf Rücksicht nehmen müsse.

Hätte ich in diesem Augenblick Bruno gesagt, daß der Mann, dem in jener verhängnißvollen Stunde der Degen des Herzogs in die Brust drang, und der in Folge

davon Wochen lang unter furchtbaren Leiden zwischen Leben und Tod schwebte, sein Vater war — ich glaube, unser Spiel wäre unrettbar verloren gewesen. Es mußte in die Wagschale seiner Beurtheilung ein schweres Gegengewicht geworfen werden, damit sich zu Gunsten des Herzogs die Gleichheit nur einigermaßen wieder herstelle; und glücklicher Weise gab es ein solches Gegengewicht: die unsäglich harte Strafe, die durch den unversöhnlichen Grimm des zum Tode Getroffenen über den Unglücklichen verhängt wurde.

Wir haben oft, mein theurer Freund, in unseren Gesprächen die entsetzliche und unheilvolle, aber auch tief und bitter bereute That des Herzogs gegen das Verhalten seines Schwagers, des Grafen Otto v. Hainsberg, wie er damals hieß, abgewogen, und Sie werden sich erinnern, wie unser sittliches Gefühl schließlich zum Vortheile des Ersteren entschied, auch wenn wir Alles in Betracht zogen, was zur Entschuldigung des Letzteren dienen konnte: seinen lange gehegten und nur zu gerechten Unwillen über den durch nichts begründeten Argwohn des Herzogs gegen die unglückliche Schwester, die in stillem Grame sich verzehrte, seine Entrüstung über den an Wahnsinn grenzenden Ungestüm des Herzogs, der mit der Waffe in der Hand ihn zum Vertheidigungskampfe zwang, ohne ihm Zeit zu lassen, das Wort zu sprechen, das den unseligen Irrthum aufgeklärt hätte; endlich aber die fast unerträglichen körper=

lichen Leiden, die allerdings nicht geeignet waren, ihn zur Milde zu stimmen.

Gedachten wir aber andererseits, wie Graf Otto v. Hainsberg, taub gegen des Herzogs Betheuerungen der innigsten Reue und Zerknirschung, taub gegen alles Flehen um Vergebung und Aussöhnung und angesichts des stündlich erwarteten Todes jenen fanatischen Mönch, seinen Beichtvater, zu dem Schwager schickte, ihn unter gräßlichen Flüchen und Verwünschungen zu mahnen, mit demjenigen, der auf Erden keine Genugthuung erlangen könne, binnen vierzig Tagen vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen, dort ihm Rede zu stehen für den an ihm verübten Mord und alles der Schwester angethane Leid — gedachten wir dieser über das Grab hinausgreifenden Gehässigkeit und ihrer entsetzlichen Folgen, so mußten wir als Christen, denen die demuthsvolle Vergebung erlittenen Unrechts als erstes Gesetz gilt, für den Herzog Partei nehmen.

Und dies that auch Bruno; ja, als ich ihm erzählte, wie der Herzog in Folge der heftigen Gemüthserschütterung, die jene schreckliche Vorladung bewirkt hatte, erkrankte, wie seine Krankheit in ein hitziges Fieber überging, das am vierzigsten Tage, dem Tage des angedrohten Gottesurtheiles, mit einer Krisis endigte, die zwar nicht den leiblichen Tod, wohl aber gewissermaßen den geistigen nach sich zog, indem nämlich der Unglückliche dem Irrsinn verfallen war, der ihn noch jetzt beherrscht, da erfaßte ihn

ein Mitleid, das seinem Herzen Ehre macht, uns aber die Gewißheit gibt, daß er zu Allem bereit sein wird, was wir im Interesse des Herzogs von ihm fordern dürften.

Es sind erst wenige Tage her, daß ich in einem langen, Abends auf meinem Zimmer geführten Gespräche unserem jungen Freunde das in Obigem Enthaltene mittheilte. Seitdem benützte er jede Gelegenheit, um sich über einzelne Punkte, die ich nur oberflächlich oder gar nicht berührt hatte, nähere Auskunft zu erbitten. So fragte er mich z. B. gestern, ob die eigenthümliche Bizarrerie, durch welche sich die Geistesstörung des Herzogs kundgibt, die Identification nämlich seines Ich mit der Heldengestalt Karl's des Kühnen, in etwas Wirklichem und Thatsächlichem wurzle. Sie, Herr v. Waldstetten, wären besser als ich im Stande gewesen, diese Frage zu beantworten, weil Sie weit besser als ich die Familien-Traditionen der Vermantons kennen, die allerdings hiebei in Frage kommen dürften. Sagten Sie mir nicht einst, daß die Herzoge dieses Namens ihre Abstammung von Karl dem Kühnen von Burgund herleiten? Und fügten Sie nicht hinzu, daß Ihr Freund und Verwandter, der Herzog Karl von Vermanton, schon von früher Jugend an von fast übertriebenem Stolze über den illustren Ursprung seines Stammbaumes erfüllt gewesen und keinen größeren Genuß gekannt habe, als den, welchen ihm das Studium der Geschichte seines berühmten Ahnherrn ge-

währte? — Hierüber nun konnte ich Bruno nur Andeutungen geben, wogegen ich ihm über die sonstigen Verhältnisse der Familie Vermanton, die harten Schicksale, die sie als Emigranten zu erdulden hatten, ihre spätere Rückkehr nach Frankreich, die theilweise Wiedererlangung ihrer ausgedehnten Besitzungen, den schnellen Zuwachs ihres Reichthums u. s. w. um so ausführlicher berichten konnte.

Bruno war natürlich begierig, zu erfahren, wie sich nach jener unheilvollen Katastrophe das Leben des Herzogs gestaltet habe. Ich mußte mich in meiner Erwiderung oft sehr kurz an die Hauptmomente halten, deren Kenntniß ich ja fast nur Ihnen verdanke. Ich erzählte ihm von dem in der Heimath eingetroffenen Briefe des Rittmeisters v. Horst, worin die erste Nachricht enthalten war von dem auf der Villa bei Tivoli stattgehabten Zweikampfe, der nach des Schreibers Darstellung als ein in blinder Wuth vollbrachter Todtschlag zu betrachten war. Ich that auch der späteren, sehr verworrenen Nachrichten über des Herzogs Erkranken und des rasch sich entwickelnden Siechthums seiner Gemahlin Erwähnung; Nachrichten, fügte ich hinzu, die einen treuen Freund des Herzogs — Ihren Namen durfte ich ja nicht nennen — bewogen, eiligst nach Italien aufzubrechen, um das geheimnißvolle Dunkel, in welches sich die tragische Begebenheit hüllte, aufzuklären und den darin Verflochtenen wo möglich Trost und Hülfe zu bringen.

Ich besitze noch die Briefe, die Sie, lieber Herr v. Waldstetten, mir damals schrieben, und da ich dieselben noch vor Kurzem wieder durchgelesen habe, so konnte ich unserem jungen Freunde ein recht lebenswahres Bild entwerfen von dem Zustande, in welchem Sie bei Ihrer Ankunft in der Villa zu Tivoli den Herzog fanden.

„Von seiner schweren Krankheit ist er genesen," schrieben Sie, „doch auf seinem früher so klaren Geiste liegt des Irrsinns dunkle Nacht, in welcher die Personen, die ihm im Leben nahe standen, bleichen Schatten gleich sich verloren, während andere, fremdartige Gestalten aus dem Moder verfallener Gräber emporstiegen, ihn zu umstricken mit unheimlichen Zauberbanden. Und seltsam ist's, daß so sehr auch seine Erinnerung an Personen und Verhältnisse erloschen ist, das Bewußtsein der verübten Unthat, sowie die Reue darüber ungeschwächt blieben."

An einer andern Stelle heißt es:

„Als ich zu ihm ins Zimmer trat, wo er todtenblaß und zum Skelet abgemagert auf einem Ruhebett lag, da starrte er mich an mit wirren Blicken und rieb sich die Stirn, wie um eine schlummernde Erinnerung wachzurufen; erst aber, als ich ihn angeredet, schien er sich meiner zu entsinnen, legte mir aber einen Namen bei, welcher der Geschichte seines ruhmreichen Ahnherrn, Karl's des Kühnen, entnommen war. So fand ich denn leider bestätigt, was ich aus dem Munde seines alten Dieners

schon gehört hatte: sein Geist hat sich aus den unerträglichen Schrecknissen der Gegenwart in eine phantastische Vergangenheit zurückgeflüchtet, wo er im trügerischen Wahne Beruhigung sucht, aber wohl nie finden wird, da, wie es scheint, sein Herz mit unbestechlicher Treue die Erinnerung bewahrt an das entsetzliche Gestern und alle Qualen, die es gebar."

Schon Ihr zweiter Brief aus Tivoli enthielt die Mittheilung von dem Tode der Herzogin, sowie eine ergreifende Schilderung der Wirkung, die dieser neue schwere Schlag auf den unglücklichen Herzog geübt. Dann folgten Ihre Berichte über die Nachforschungen, die Sie anstellten, um über das Schicksal des verschollenen Bruders der Verstorbenen Aufklärung zu erlangen. „Nur daß er unmittelbar nach dem Tode der Schwester und selbst mit dem Tode ringend auf sein ausdrückliches Verlangen von Tivoli nach Rom gebracht wurde, konnte ich mit Bestimmtheit ermitteln," so schrieben Sie, „aber noch immer ist es mir nicht gelungen, den Ort zu entdecken, wohin er seine Zuflucht nahm, noch über seinen Tod, an welchem ich übrigens nicht zweifle, mir volle Gewißheit zu verschaffen." Erst mehrere Wochen später stellte es sich heraus, daß der Graf Otto v. Hainsberg seinen Wunden nicht erlegen sei, jedoch wie absichtlch Alles unterlassen habe, was dem Herzog den Glauben an seinen Tod hätte benehmen können. Als wir nach Ihrer Rückkehr hierüber

sprachen, meinten Sie, daß zu damaliger Zeit auf den Zustand des geisteskranken Herzogs in keinerlei Weise einzuwirken gewesen wäre, nicht einmal durch das persönliche Erscheinen des Todtgeglaubten, daher denn auch jene Geheimhaltung für den weiteren Gang der Dinge ohne Bedeutung geblieben sei.

Es war nur Weniges, was ich Bruno noch mitzutheilen hatte, doch gern weilte ich bei diesem Wenigen, weil mir dadurch Gelegenheit ward, der rastlosen Bemühungen des schon erwähnten Freundes zu gedenken — Ihrer Bemühungen, Herr v. Waldstetten — den gänzlich hülflosen und von aller Welt verlassenen Herzog wieder aufzurichten. Ich erzählte ihm, wie der treue und vortreffliche Freund den Herzog seiner Einsamkeit in Tivoli entrissen, wie er ihn fast mit Gewalt genöthigt, weite Reisen zu unternehmen und an geselligen Zerstreuungen jeder Art sich zu betheiligen — lauter Bestrebungen, die mit den größten persönlichen Opfern verknüpft waren und leider nur theilweise den erwünschten Erfolg hatten, indem zwar der Herzog schneller, als man es hätte denken sollen, an geistiger Spannkraft und Empfänglichkeit für neue Eindrücke gewann, zu gleicher Zeit aber sich immer tiefer in den ihn beherrschenden Irrwahn verstrickte, bis endlich seine Individualität mit der seines Ahnherrn, Karl's des Kühnen, so fest und innig verwachsen war, daß er in allen geselligen Kreisen durch sein Auftreten und seine

Sprache den größten Anstoß erregte, wodurch es für den Freund zur absoluten Nothwendigkeit wurde, ihn wieder in die strengste Abgeschlossenheit zurückzuführen.

In diese Periode fällt ja wohl auch das Bekanntwerden des Herzogs mit dem Angelo Catto in Venedig. Nicht kann ich mich eines Lächelns erwehren, so oft ich an die Art und Weise denke, wie sich Ihr Aerger über den alten Arzt in Ihren Briefen äußerte. „Nicht genug,“ schrieben Sie, „daß sich der Herzog einbildet, Karl der Kühne zu sein, der die Schlacht bei Nancy im Jahre 1477 überlebt hat, und nicht genug, daß er dadurch in jeder Gesellschaft spöttische Bemerkungen veranlaßt, die mich um alle Geduld bringen, so muß er nun auch noch in seinem Irrwahne durch ein wunderliches Männchen bestärkt werden, auf das unser Mißgeschick uns hier stoßen ließ. Um Ihnen eine Idee von der Verrücktheit dieses sonderbaren Kauzes zu geben, will ich nur anführen, daß er direct aus Granada kommt, wo er, wie er steif und fest behauptet, vor Kurzem — das heißt aber im Jahre 1492 — die Uebergabe der Stadt an Ferdinand den Katholischen und Isabella, sowie den Abzug des letzten Maurenkönigs Boabdik el Chico erlebte, dann aber mit dem arabischen Magier Ibrahim Ebn Abu, der seit den Tagen Mahomed's in den Pyramiden Egyptens hauste, allerlei Wunderdinge verrichtete, und endlich, nachdem der Magier sein neunhundertjähriges Leben beschlossen, dessen,

ich weiß nicht wie viele hundert Jahre alte Tochter heirathete.“

Als ich aus Ihren späteren Briefen den Doctor Angelo Catto als einen Mann von durchaus ehrenhaftem Charakter und seltenen Fähigkeiten kennen lernte, da sah ich, trotz seiner fixen Idee und seines Grübelns über die dunklen Geheimnisse der Astrologie, Magie und Nekromantie, in seinem Zusammentreffen mit dem Herzog kein Unglück, sondern vielmehr ein Glück, denn ich neigte mich schon damals der Ansicht zu, die ich noch immer hege, daß für unseren unglücklichen Freund, so lange eine vollständige Heilung nicht bewirkt werden könne, das beste Linderungsmittel für die schmerzende Wunde des Herzens eben in jenem Hinüberspielen der seelischen Thätigkeit auf ein außerhalb der Wirklichkeit liegendes Gebiet gegeben sei.

Und aus diesem Grunde möchte ich denn auch das wunderliche Treiben anderer Personen, die sich hier auf St. Hubert dem Herzog angeschlossen haben, nicht zu hart beurtheilen. Es ist die an keine allgemeine Unsitte gebundene, sondern frei und willkürlich waltende Narrheit, die auf neutralem Boden die Romantik eines entschwundenen Zeitalters wieder ins Leben ruft. Und ist diese Narrheit auch in manchen ihrer Aeußerungen lächerlich und ungeheuerlich, so ist sie doch nicht lächerlicher, nicht ungeheuerlicher, als die rings um ihre Freistatt herrschende

Narrheit des Chignons, der Crinolinen, der Titel, der Orden, der Kammerherrnschlüssel u. s. w.

Auch glaube ich ganz sicher, daß Sie, lieber Herr v. Waldstetten, den hiesigen Zuständen eine bessere Seite würden abgewonnen haben, wenn Sie länger bei uns verweilt hätten, und nicht ein anderer Unfug hier zur Geltung gekommen wäre, der Ihnen noch widerlicher war, als alle Narrheit der Welt, ich meine jenes verächtliche Schmarotzerwesen, das sich gleich Anfangs auf dem Schlosse einnistete, und dessen rasches Gedeihen Sie wieder nur durch die absonderliche Monomanie des Herzogs erklären wollten, da es doch überall wuchert, wo fürstlicher Reichthum und fürstliche Freigebigkeit zu Hause sind.

Doch ich müßte fürchten, Sie zu ermüden, wollte ich noch länger bei Dingen verweilen, die schon so oft die Gegenstände unserer Gespräche bildeten; also zu etwas Anderem.

Es war natürlich, daß in einer selbst noch so kurz gefaßten Biographie des Herzogs auch auf seine Tochter die Sprache kommen mußte; und es geschah dies in meinen Mittheilungen an Bruno zum öfteren. Ich machte aber sehr bald die befremdliche Entdeckung, daß der junge Mann ein ungemein warmes Interesse an den Tag legte, ja ganz Feuer und Flamme war, so oft der Name der Prinzeß über meine Lippen ging. Ich stutzte und sah ihn scharf an; er wurde feuerroth und blickte verlegen zu

Boden; ich stellte, um ihm ein wenig auf den Zahn zu fühlen, einige ganz unverfängliche Fragen; er gab confuse Antworten — kurz, ich hätte in Sachen der Liebe noch weit unerfahrener sein müssen, als ich es bin, wenn es mir nicht sonnenklar geworden wäre, wie es um unseren jungen Freund steht. Oft habe ich in den letzten Tagen an die Aeußerung denken müssen, die Sie vor einigen Wochen hier auf St. Hubert thaten: „Der blinde Gott der Liebe führt manchmal zwei Menschen auf seltsamen Wegen zusammen.“ Welche Wege standen nun wohl dem Schalk Amor hier offen? Hier, wo, von Argusaugen bewacht, Jugend und Schönheit hinter den festen Mauern eines Thurmes schmachten, der ringsum auf weite Strecken hin von tiefen Gräben, starrenden Pallisaden, eisernem Gitterwerk und anderen unübersteiglichen Hindernissen umgeben, jedem Zwei- und Vierfüßler unnahbar und nur dem Vogel in der Luft zugänglich ist?

Höchst wahrscheinlich aber werde ich Ihnen hierüber bald Näheres mittheilen können, denn ich müßte mich gewaltig täuschen, wenn unserem Bruno nicht das Geheimniß seiner Liebe auf der Zunge brennt, und er ernstlich damit umgeht, es mir bei nächster Gelegenheit anzuvertrauen. Daß ich ihn eher ermuthigen als entmuthigen würde, steht fest; denn gelänge mit seiner Hülfe unser Unternehmen, so hätte er sich ja den gegründetsten An-

spruch erworben auf einen Lohn, wie ihn nur die schöne Hand Mariens reichen kann.

Und nun, lieber Herr v. Waldstetten, leben Sie wohl, und erfreuen Sie durch eine baldige Antwort

Ihren ergebensten Lupin."

Siebentes Kapitel.

Wie der Bär einen wohlthuenden Schlaf hatte, der Ritter Florian dagegen zu seiner Qual den Aequilibristen machen mußte. Reichliche Verhöhnung und stille Vertröstung auf süßen Minnelohn. Wie der Minnelohn ausfiel.

Begeben wir uns wieder nach dem Burggraben, lieber Leser, um zu sehen, wie der Ritter Florian dort die Nacht zugebracht hat.

Es ist dem Aermsten schlecht genug ergangen. Die Musik vom Abend, die ihn über seine Lage vollkommen aufklärte, tönte ihm noch lange in den Ohren wie teuflischer Hohn. Er kochte vor Wuth, und so oft er sich auch wiederholte, daß es sich der muntere Kreis, zu welchem er zählte, zum Gesetze gemacht habe, einen Spaß,

selbst den derbsten, niemals übel zu nehmen, was half es ihm? — Er war sich bewußt, daß er nicht Philosoph genug sei, zu diesem bösen Spiele gute Miene zu machen.

Auf Troll schien die Musik eine ganz entgegengesetzte, eine höchst beruhigende Wirkung geübt zu haben; er knurrte und brummte zwar noch eine Weile leise vor sich hin, dann aber verhielt er sich still, und endlich gab ein tiefes Schnarchen zu erkennen, daß ihn der Schlummergott der Bären allem Aerger und Ungemach entrückt habe.

Stunde um Stunde verging; endlich legte sich auch in Florian's Brust der Sturm der Leidenschaften, seine Gedanken rannen in ein seltsames Chaos zusammen, es mischten sich wunderliche Traumbilder hinein, bleischwer legte es sich auf seine Glieder, seine Augen schlossen sich — dann folgte ein Nicken des Kopfes, ein taumelnder Schritt vorwärts, ein plötzliches Auffahren und Zurückprallen unter jähem Entsetzen — — allgerechter Gott! wenn er nun vornübergepurzelt und auf den Bären gefallen wäre!

„Verwünschte Schläfrigkeit!" jammerte er, sollten mir die Schändlichen auch noch ein Opiat in den Wein gethan haben?"

Er schüttelte sich und wiegte sich hin und her, er rieb sich die Augen, er trampelte mit den Füßen, er öffnete und schloß krampfhaft die Hände, er that alles Mögliche, um den Schlaf von sich abzuwehren; doch,

kaum verscheucht, kamen die seltsamen Phantasiegestalten wieder, sie hoben ihn auf und trugen ihn fort auf flaumigen Schwingen, sie legten ihn sanft nieder auf weiche schwellende Kissen, sie fächelten ihm schlummerkräftige Kühlung zu, sprühten betäubende Lethetropfen auf seine müden Augenlider, lullten ihn ein mit süßem Wiegensang — ha! schon wieder das Kopfnicken, das Gleiten an der nassen Wand, das Vorwärtstaumeln, das Auffahren und Zurückprallen! Und dann abermalige Kernflüche und herzinnigliche Verwünschungen und erneuertes Rütteln und Schütteln — mit Einem Wort, es war eine Nacht zum Verzweifeln!

Doch auch eine solche Nacht nimmt ein Ende. Der schwache Schein des Mondes ging allmählich in fahle Morgendämmerung über, die schwarzen Schatten drunten im Zwinger wurden lichter, die einzelnen Gegenstände traten aus dem magischen Halbdunkel der Nacht hervor und gewannen in der Tageshelle Form und Gestalt.

Es war empfindlich kalt geworden, dem armen Florian klapperten die Zähne im Munde; mit geisterhaften, verstörten Blicken schaute er um sich. Wie ganz anders als während der Nacht erschien ihm nun nicht Alles ringsumher. Dort lag der schlafende Bär, aber viel weiter von ihm entfernt, als er gedacht. Ueberhaupt waren alle Entfernungen größer, der ganze Zwinger war nun viel geräumiger, als es ihm in der Dunkelheit vor-

gekommen. Er sah nun wohl ein, daß sein Abenteuer mit gar keiner Gefahr verbunden gewesen war, denn auch die eiserne Kette, die ihm so peinliche Zweifel erregt hatte, war von so außerordentlicher Dicke und Stärke, daß es wohl der Kraft von zehn Bären bedurft hätte, sie zu zerreißen.

So mehrte die Scham über sein nichts weniger als heldenmüthiges Benehmen noch die Bitterkeit seines Gemüthes, und er hatte ein Gefühl, als müsse er in die Erde versinken, wenn er der reuevollen Abbitte gedachte, die er am Abend dem Bären gethan. Wendeten sich aber dann wieder seine Gedanken dem Briefe zu, den er auf der Brust trug, und der ihm tausendfachen Ersatz geben sollte für alle erlittene Schmach und allen moralischen Katzenjammer, dann flog wohl ein verklärtes Lächeln über sein blasses, übernächtiges Gesicht, er zog das theure Kleinod hervor, drückte es inbrünstig an seine Lippen und lispelte in stiller Verzückung: „Wie so gar wenig ficht mich doch alles schnöde Ungemach der Gegenwart an; trage ich ja doch dein geliebtes Bild im Herzen, holde Maria, und weiß ich ja doch, ich werde dich dereinst besitzen, und Alles wird sich dann erfüllen, was mir süße, prophetische Träume schmeichelnd verhießen!"

Ob es jetzt wohl hell genug sein sollte, den Brief zu lesen? — Nein, es war hiezu nicht hell genug. „Nur daß es ihre allerliebsten, zierlichen Schriftzüge sind, sehe

ich deutlich,“ sagte er, nachdem er lange vergeblich seine Augen angestrengt hatte, die ersten zwei oder drei Worte herauszubringen.

Kaum hatte er das Billet wieder unter sein seidenes Ritterwamms geschoben, als ober ihm laut eine Stimme rief:

„Aber was, im Namen alles Wunderbaren, thut Ihr denn da drunten im Bärenzwinger, Herr Ritter? Halt’s Maul, alter Troll, dich hab’ ich nicht gefragt. — Seid Ihr es denn auch wirklich, Ritter Florian, oder täuscht mich ein toller Spuk der Hölle?“

„Macht nicht so viel Worte, Ihr alberner Schwätzer, sondern schafft eine Leiter herbei, damit ich aus dem verdammten Loch herauskomme,“ gab Florian ungeduldig zurück.

„Ja, Ihr seid’s?“ rief der Narr Gloriosus — denn dieser war es, der über den Rand der Mauer in den Zwinger hinunterguckte — „ich erkenne Euch jetzt an Eurer liebenswürdigen Höflichkeit. Und nehmt es mir nur nicht übel, Herr Ritter, daß ich erst etwas zweifelhaft war, denn den ausnehmend zarten Parfüm, der Euch sonst zu umgeben pflegt, vermisse ich ganz und gar. Ja, es will mich fast bedünken — ach, schiebt doch dem Bären ein Zuckerbrödchen ins Maul, damit er das dumme Brummen läßt — es will mich fast bedünken, wollt’ ich sagen . . . .“

„Nee, des is jroßartig," rief, den Redefluß des Narren unterbrechend, eine zweite Stimme — es war die des Knappen Roland — „so wahr ick een jesunder Berliner bin, der Ritter Florian und der wieder lebendig jewordene Bär in eenem und dem nämlichen jrauseligen Käfig! — Na, nischt for unjut, Euer Hochwohljeboren, aber warum sind Sie denn eegentlich da rinjejangen?"

„Seid vernünftig und schafft eine Leiter herbei, ich bitte Euch!" bat Florian.

„Sagt mir erst, Herr Ritter," sprach Gloriosus, „wie Ihr, da Ihr keine Leiter habt, denn eigentlich heruntergekommen seid. Gibt es denn hier herum am Burggraben verborgene Gänge und geheime Tapetenthüren?"

„Ja, ja, ich habe hier einen geheimen Gang entdeckt, doch ein Riegel hat sich vorgeschoben; und nun, ich bitte Euch dringend, macht ein Ende."

„Sogleich, Herr Ritter, sogleich, nur das Eine sagt uns erst noch im Vertrauen: Was habt Ihr denn da gewollt?"

„Ach ja," fügte Roland hinzu, „schütten Euer Hochwohljeboren nur Ihr Herz in unseren Busen aus, denn Befangenheit in eener so kritischen Lage bringt ja nur Mißverständnisse."

„Für ein Rendezvous scheint mir der Ort nicht schicklich gewählt," fuhr Gloriosus fort.

„Nach Schätze werden Euer Hochwohljeboren daooch nicht jejraben haben," meinte Roland.

„Und nur um einem kranken Bären den Puls zu fühlen,“ sagte Gloriosus, „sitzt man nicht gern die ganze Nacht in einem so muffigen Loch. Jedenfalls hättet Ihr, bevor Ihr Euch durch Eure herzinnige Theilnahme für unseren armen Troll zu diesem Opfer bestimmen ließet, bei mir Erkundigungen über sein Befinden einziehen sollen; ich hätte Euch alsdann gesagt, daß sich Troll, nachdem meine Leichenrede und das Wasser doch nachträglich ihre Wirkung gethan, merklich erholt habe und Eurer liebreichen Sorgfalt nicht mehr benöthigt sei.“

„Hol' Euch Beide der höllenbrandige Satan, Ihr hämischen, boshaften Schurken,“ murmelte Florian grimmig in den Bart; laut aber sagte er im sanftesten Schmeicheltone: „Laßt es jetzt genug sein, Freund Gloriosus. Euer Spaß schmeckt zwar ein wenig gar zu stark nach dem fünfzehnten Jahrhundert, doch will ich mich nicht darüber erzürnen, wenn nur die Schlußscene möglichst abgekürzt wird. Holt eine Leiter, ich bitte Euch dringend darum.“

„Nun ja, wir holen eine,“ sagte der Narr, „aber wahrlich, Ihr thätet wohl daran, uns erst Euer Vertrauen zu schenken, damit wir den Bemerkungen Eurer Freunde begegnen könnten. Sie werden sicherlich allerlei heikle Fragen an uns richten. Ob man schon andere Symptome eines beginnenden Wahnsinnes an Euch wahrgenommen hat, wird Einer wissen wollen; ob Ihr immer

beim Scheine des Vollmondes nachtwandelt und an steilen Mauern umherklettert, dürfte ein Anderer zu erforschen wünschen. Was soll ich darauf erwiedern? — Wollt Ihr uns wirklich nicht sagen, wie Ihr in den Zwinger gekommen, und was Ihr die ganze Nacht hindurch da getrieben habt?"

„Ufrichtigkeit is dat beste Linderungsmittel für herzliche Zerrissenheit," schaltete Roland ein, „darum jesteht nur immer zu Allens, Euer Hochwohljeboren, und jewiß, wir werden, einjedenk unserer eigenen häufigen Verirrungen, jede Ihrer Schwächen mit dem Mantel christlicher Bruderliebe zudecken. Also, frei heraus, was haben Sie die janze Nacht in dat stinkige Loch jethan?"

„Wir nehmen nämlich an, daß Ihr schon seit gestern Abend da weilet," sagte Gloriosus, „denn wir haben Euch mit Fackeln und Laternen überall gesucht, wo es nur zu denken war, daß ein vernünftiger Mensch sich aufhalten könnte."

„Dat is reene Wahrheit," betheuerte Roland, „ick habe sojar bei die Kühe und Schafe runjeschnuppert."

„Aber freilich im Burggraben bei dem Bären . . ." sagte Gloriosus, „o, da sehe ich die Herren Ritter kommen, nun, sie werden sich herzlich freuen, Euch endlich wiederzufinden."

Wer beschriebe das Douchebad von Neckereien und Spottreden, das sich jetzt in tausend scharfen Strahlen

über den armen Florian entleerte? Die jungen Männer waren unerschöpflich an Witzworten, und ihr Gelächter wollte nicht enden. Es sei nicht hübsch, meinte Balduin, sich aus einer munteren Gesellschaft heimlich wegzustehlen, um in finsteren Bärenhöhlen seinem Weltschmerz nachzuhangen, theilnehmenden Freunden aber durch solch unbegreifliches Verschwinden Kummer und Angst und eine schlaflose Nacht zu bereiten. Percival dagegen behauptete, Florian sei ein Pfifficus und ein aimable roué sonder Gleichen, nicht aber ein Hypochondrist, wie sein Freund annehme. Nicht um trüben Stimmungen nachzuhangen, sei Florian in den Bärenzwinger hinuntergestiegen, vielmehr handle es sich hier um ein verliebtes Abenteuer, und der darauf Ertappte solle, bevor man ihn befreie, die Dame nennen, mit der er hier in süßer Vertraulichkeit die Nacht hindurch gekost. Vielleicht sei es kein irdisches Weib, sondern eine freundliche Fee, eine Elfe, eine Gnomin; vielleicht auch eine verzauberte Prinzeß. Ja, wenn man der Sache auf den Grund gehe, werde es sich gar noch zeigen, daß eben Troll eine solch verzauberte Königstochter sei, die in mondhellen Nächten das zottige Fell abwerfe und als liebliche, hold erröthende Maid sich entpuppe, die, bebend vor Sehnsuchtswonne, den kühnen Ritter erwarte, dem sie ihre keusche Liebe geschenkt.

Florian ließ Alles über sich ergehen, er verbiß seinen Aerger und tröstete sich im Stillen mit dem Gedanken,

daß er an dem Briefe der Geliebten einen Balsam besitze für alle Wunden des Herzens. Er habe, sagte er seinen spottenden Kameraden, gestern Abend etwas zu viel getrunken, glaube aber, in eben so genialer Weise des Weindunstes sich erledigt zu haben, wie seine lieben Freunde Balduin und Percival neulich auf der Stechbahn; über den Geschmack lasse sich eben nicht streiten.

„Das ist freilich wahr," sagte Gloriosus, „aber lieber möge mich St. Andreas, der mächtige Schutzheilige von Burgund, verstoßen und wie seinen ärgsten Feind behandeln, als solche Gelüste in mir aufkommen lassen! Bedenkt, ihr Herren Ritter, wohin es führen müßte, wenn das von einigen unter Euch gegebene Beispiel ansteckend wirkte, und wir Alle uns dann in dergleichen phantastischen Grillen überbieten wollten. Es könnte dahin kommen, daß man uns am Morgen nach jedem lustig verbrachten Abend aus Brunnen und Weihern herausfischen, aus Rauchfängen und Backöfen hervorziehen, von den Bäumen schütteln, von den Dächern ablesen oder im Waldesdickicht bei Hirschen und wilden Schweinen suchen müßte. — Ich will jetzt die lange Leiter holen, auf welcher mein Vetter Andreas de la Plüme im Jahre 1475 — da es noch keine vierhundert Jahre her ist, erinnere ich mich dessen, als sei es gestern geschehen — die Mauer der Festung Nuys ersteigen wollte. Die Bemerkung eines feindlichen Bogenschützen, daß dies ein schlechter Witz sei,

verblüffte meinen Vetter, der immer nur gute Witze machte, dermaßen, daß er hinunterpurzelte und im Fallen den drei Ellen langen Speer verschluckte, mit dem er Jenen hatte durchbohren wollen."

„Euch, Freund Gloriosus, der Ihr es schon gewohnt seid, an die schlechte Beschaffenheit Eurer Witze gemahnt zu werden, würde das nicht passirt sein," meinte der Ritter mit der geschwollenen Nase.

„Und Euch, der Ihr schon so manchen harten Brocken habt verschlucken müssen, würde es wenig incommodirt haben, Herr Ritter," erwiederte Gloriosus.

„So ist's recht, reibt euch einmal wieder recht tüchtig aneinander," ermunterte sie Balduin.

„Das verhüte der Himmel," rief Percival, „es könnte ein Fetzen von seiner Narrheit an mir hangen bleiben."

„Und ich wäre dann jedenfalls der verlierende Theil. So sage denn auch ich: Behüte mich der Himmel vor einer solchen Berührung!" höhnte der Narr.

Die Leiter wurde nun von Roland gebracht, und Florian stieg, während der Bär fürchterlich brummte und mit der Kette rasselte, aus dem Zwinger hervor. Lange scheiterten alle seine Versuche, sich den Peinigern zu entwinden, die noch nicht aufhören wollten, ihn mit Spottreden zu überschütten. Endlich gelang es ihm durch eine geschickte Wendung, ihnen zu entwischen, und er erreichte glücklich sein Zimmer, wo er nunmehr hinter fest ver-

schlossenen Thüren das süße Labsal genießen durfte, das alle seine Leiden in Vergessenheit bringen sollte. Mit pochendem Herzen zog er das Billet hervor und drückte es, bevor er es entfaltete, noch einmal voll Inbrunst an seine Lippen.

Kaum hatte er aber einen flüchtigen Blick über die ersten Zeilen hingleiten lassen, da schienen auch die Buchstaben einem ganz absonderlichen Spuk verfallen zu sein. Sie verwandelten sich in langbeschwänzte kleine Teufel, die höhnische Gesichter zogen, allerlei drollige Bocksprünge vollführten und stolpernd kopfüber purzelten. Schließlich aber krallten sie sich mit scharfen Nägeln an Florian's Herz fest, daß es aus tausend Wunden blutete, und er laut aufschrie in wildem Schmerz, während die ganze Schaar kicherte: „Armer Tropf, armer Tropf, es war der Mühe werth, eine ganze Nacht im Bärenzwinger zu sitzen, um den von dir selbst geschriebenen Brief zu erbeuten — armer, gefoppter Florian! Und wie du es küßtest und wieder und wieder so gar zärtlich küßtest, das theure Kleinod! — und merktest nicht, daß es abscheulich nach dem Bärenzwinger roch, an den es dich doch jetzt so bedenklich mahnt — oh, oh, wische dir die Lippen ab, armer Florian, reinige sie dir mit allen deinen Essenzen, armer, gefoppter Ritter vom Friseurladen!"

Da schüttelte Florian im heftigsten Grimme die hämischen, langbeschwänzten Dinger von sich ab und rief,

nachdem er sich wüthend die Lippen gewischt, unter wiederholtem Ausspucken:

„Jetzt wird mir Alles klar! Der nichtswürdige Schlingel, der Roland, der die Unverschämtheit hatte, in die Verhöhnungen des Gloriosus einzustimmen, hat ein Liebesverhältniß mit Margot angeknüpft; ich weiß es, denn schon öfter sah ich die Beiden vertraulich mit einander plaudern. Und er hat sie beredet, mir diesen Streich zu spielen. Die Beweggründe, die ihn dabei leiteten, sind leicht zu errathen. Warum schleicht sein Herr so oft Nachmittags in den Garten? Warum vermeidet er bei diesen Gängen so geflissentlich die Begleitung Anderer? Warum schweifen seine Blicke zehnmal in der Minute nach dem Thurm hinüber? — Nun gut, ich werde ihm nachschleichen, und sollte sich meine Vermuthung bestätigen, dann sei ihm Gott gnädig!"

Achtes Kapitel.

Aus welchem die nützliche Lehre zu ziehen ist, wie man bei gewissen Unternehmungen auf die herrschende Luftströmung zu achten hat.

Seinem Vorsatze treu, Bruno auf Schritt und Tritt nachzuschleichen, begab sich der Ritter Florian gegen Abend des nämlichen Tages, an welchem er jenen Plan entworfen hatte, verstohlener Weise in den Garten, wohin ihm, wie er wußte, der Gegenstand seines Argwohns und seiner Eifersucht vorangegangen war. Die dichten, sich hie und da kreuzenden Taxushecken und dunklen Laubgänge des Gartens machten es dem Ritter leicht, ungesehen überall umherzuschleichen, und so wurde er denn auch bald, als er gerade vorsichtig um eine der vielen scharfen Ecken biegen wollte, Bruno's auf einer Rasenbank ansichtig, die unterhalb einer niedrigen, aber steil abfallenden Terrasse angebracht war. Der junge Graf saß hier, den Kopf in die linke Hand, den Ellbogen auf das Knie gestützt, unbeweglich auf etwas niederstarrend, das er in der rechten Hand hielt. War dieses Etwas ein Buch,

ein Brief? Oder war es vielleicht ein Insekt, ein Stein, eine Pflanze? Florian konnte es, weil die Entfernung zu groß war, nicht unterscheiden.

Er hatte sich etwas weiter hinter die Hecke zurückgezogen, wo er die Zweige derselben geräuschlos auseinanderbog, um besser sehen zu können. Da wurde seine Aufmerksamkeit auf eine zweite Person hingelenkt, die sich auf der nämlichen Terrasse befand, an deren steilem, aber niedrigem Abhange Bruno saß. Es war der Page Antonio, der offenbar die Absicht hatte, sich unbemerkt an den ihm den Rücken zukehrenden Bruno hinanzuschleichen, um ihm einen jener neckischen Streiche zu spielen, von welchen sein erfindungsreicher Kopf so voll war. Mit vor Muthwillen und Schalkheit strahlenden Augen, den Zeigefinger der rechten Hand an die Lippe gedrückt, die Finger der linken Hand aber auseinandergespreizt, wie man es oft an Solchen sieht, die leise und behutsam einherschleichen — so näherte er sich, nach jedem dritten oder vierten Schritte stillstehend, in jeder seiner geschmeidigen Bewegungen eine bewundernswerthe Anmuth entfaltend, unhörbar dem jungen Grafen.

Jetzt befand sich Antonio ganz dicht hinter Bruno, ohne daß dieser seine Nähe zu ahnen schien. Der Page beugte sich über die Schulter des Sitzenden hinab und streckte die rechte Hand aus, wie um ein welkes Blatt, das er von der Erde aufgerafft hatte, auf den Gegen=

stand fallen zu lassen, der so ganz dessen Aufmerksamkeit fesselte.

Da aber zuckte es plötzlich durch seine zarte Gestalt, und als er sich wieder emporrichtete, hatte das lebhafte Mienenspiel auf seinem schönen Antlitz einer starren Unbeweglichkeit, die flammende Röthe seiner Wangen einer auffallenden Blässe Platz gemacht; die Hand aber, welche noch immer das welke Blatt hielt, legte sich fest auf seine Brust.

Einige Sekunden lang schien Antonio wie vom Starrkrampf gelähmt, so regungslos stand er da; dann aber wendete er sich langsam ab und entfernte sich so geräuschlos, wie er gekommen war. Doch welch bleierne Schwere schien jetzt in seinen Gliedern zu liegen! Wie unsicher und schwankend war jetzt sein vorhin so leichter, elastischer Gang! Und als er nach wenigen Schritten einen Obstbaum erreicht hatte, blieb er, an dessen Stamm gelehnt, eine kleine Weile stehen, als müsse er, um weiter zu schreiten, erst alle seine Kräfte sammeln.

Bruno hatte von dem Allem nichts bemerkt; er saß noch immer vollkommen regungslos und wie in einem nur halb bewußten Zustande zwischen Schlafen und Wachen da und starrte auf den Gegenstand in seiner Hand.

Aber was in aller Welt mochte denn das für ein Ding sein, von welchem der junge Graf, in träumerisches Brüten versenkt, kein Auge verwendete, während es doch

auf den Page Antonio die versteinernde Wirkung eines Medusenhauptes geübt hatte? Florian vermochte seine Neugierde nicht länger zu zügeln. Konnte er sich nicht eben so gut wie Antonio an den Träumer hinanschleichen, der ja für die Eindrücke der Außenwelt fast unempfindlich zu sein schien? Er begab sich auf einem Umwege nach der Terrasse. Hier sah er sich überall nach Antonio um, entdeckte ihn jedoch nirgends. Dann schlich er mit der Behutsamkeit einer auf Beute ausgehenden Katze der Stelle zu, wo Bruno saß. Schon hatte er sich diesem bis auf wenige Schritte genähert und streckte den Kopf weit vor, um über die Schulter des Sitzenden hinweg nach dem Gegenstande in dessen Hand zu sehen. Da aber knickte ein dürrer Zweig unter seinem leise auftretenden Fuß, Bruno sprang in die Höhe und fuhr blitzschnell mit der rechten Hand nach der Brusttasche. Beider Blicke begegneten sich, über Bruno's Antlitz flog die Röthe des Unwillens, über Florian's die der Scham.

„Verzeiht, daß ich Euch gestört habe," stammelte Florian, der eben nicht die Gabe besaß, sich schnell zu fassen, verlegen hervor, „es war nicht meine Absicht..."

„Mich zu stören?" fiel ihm Bruno mit einem spöttischen Lächeln in die Rede. „Auch ohne Eure Versicherung, Herr Ritter, hätte ich das beschwören mögen."

„Die Wahrheit zu sagen," fuhr Florian fort, „ich hatte während des Gehens meine Augen so fest auf den

alten Thurm dort drüben geheftet, daß ich Euer Durchlaucht gar nicht bemerkte."

„Ein Glück für mich, daß ich Euch bemerkte, Ritter Florian, Ihr wäret sonst noch über mich hingestolpert."

„In der That, so hätte es kommen können," sagte Florian, der jetzt Zeit gehabt hätte, sich wieder zu sammeln, „denn ich gestehe ganz offen, daß der Thurm mit ganz eigenthümlicher Zaubermacht auf mich wirkt, so daß ich gewissermaßen in einen Zustand von Somnambulismus versetzt werde, so oft meine Blicke auf ihm ruhen."

Bruno begriff, daß das wiederholte Erwähnen des Thurmes von Seiten Florian's nicht ohne Beziehung auf ihn sei, und jetzt war er es, der momentan in Verlegenheit gerieth. Er hatte vor kaum einer halben Stunde, und zwar heute zum ersten Mal, das so sehnsüchtig erwartete Zeichen am Fensterladen im oberen Stockwerk des Thurmes gesehen, das ihm für den Abend einen Brief verhieß, und die Gewißheit, so bald von der Geliebten zu hören, hatte nicht weniger als der oft erwähnte Gegenstand in seiner Hand — das Medaillon nämlich mit dem Bildniß der Prinzeß — dazu beigetragen, in seinem Innern einen Taumel von Wonne und Seligkeit hervorzurufen, der seine Empfänglichkeit für äußere Sinneswahrnehmungen bis zu einem gewissen Grade einschläferte.

„Es ist dieser alte Thurm unleugbar ein interessantes Bauwerk," fuhr Florian in höhnischem Tone fort, „und

ich glaube bemerkt zu haben, daß ich nicht der Einzige bin, dessen Aufmerksamkeit er fesselt.“

„Ihr mögt Recht haben, Herr Ritter, solltet aber doch die magnetische Anziehungskraft, die er auf Euch übt, zu bekämpfen suchen,“ entgegnete Bruno heftig geärgert durch die Beharrlichkeit, mit welcher Florian immer auf den Thurm zurückkam, „denn wenn Ihr bei seinem Anblick in Gefahr kommt, über die Leute zu stolpern und, wie es Euch gestern Abend ergangen ist, sogar in den Bärenzwinger hinunterzupurzeln, — nun, blickt nur nicht so zornig drein, Ihr selbst habt mich durch Eure Aeußerungen auf die Vermuthung gebracht, daß Euer nächtliches Abenteuer in dieser Weise eingeleitet wurde.“

Die Beiden hatten während des angeführten Gespräches den Garten verlassen. Sie trennten sich jetzt mit aller Höflichkeit im äußeren Benehmen, aber innerlich von dem bitteren Groll erfüllt, den gegenseitige Eifersucht erzeugt.

Mit fieberhafter Erregung erwartete Bruno die Abendstunde, zu welcher er mittelst des Zeichens nach der Rennbahn beschieden worden war. Von seinem Diener Roland wußte er, daß sich Marotte noch immer im Kerker befinde, und daß Margot statt ihrer den Bogenschützen machen werde. Er hatte aber kein großes Zutrauen zu Margot's Geschicklichkeit, noch weniger zu ihrer Verschwiegenheit; darum war er denn auch mit der getroffenen Anordnung gar nicht recht einverstanden.

Als der Abend endlich hereinbrach, zeigte sich derselbe der eigenthümlichen Briefbeförderung durchaus nicht günstig, denn der Himmel war bewölkt, die Dämmerung drohte in völlige Dunkelheit überzugehen, und es wehte ein ziemlich scharfer Wind. Bruno war schon lange bevor die verabredete Stunde herannahte auf seinem Posten. An die Schranken der Bahn gelehnt, blickte er unverwandt nach dem Thurmfenster hinüber, von welchem aus der Pfeil abgeschossen werden sollte. Dicht neben ihm stand Roland, seinem Herrn fortwährend in ermuthigendem Tone zuflüsternd, daß er ohne Sorge sein dürfe, da Margot mit Pfeil und Bogen weit besser umzugehen wisse, als die kleine Marotte.

Nicht weit von Beiden entfernt, und ohne daß sie eine Ahnung davon gehabt hätten, befand sich in einem dunklen Winkel und dicht an die Schranken niedergekauert der Ritter Florian, der ihnen nachgeschlichen war, als sie das Schloß verließen, und sich nun in tausend Vermuthungen über den Zweck ihres Hierseins erging. Nur daß derselbe in irgend einer Beziehung zu dem Thurm und dessen Bewohnerin stehen müsse, sagte ihm eine innere Stimme, und es waren daher seine Augen mit eben so großer Spannung wie die des jungen Grafen und seines Begleiters auf das düstere alte Gemäuer gerichtet.

Nun erdröhnten die dumpfen Schläge der großen Schloßuhr. Kaum hatte der neunte Schlag ausgeklungen,

als hoch droben in dem oberen Stockwerke des Thurmes ein Fenster geöffnet wurde. Der Wind rüttelte heftig daran, so daß es sich knarrend hin und her bewegte. Dann beugte sich eine Gestalt in hellem Kleide daraus hervor, es folgte ein schwacher Ton wie von einer zurückschnellenden Bogensehne, und ein kleiner weißlich schimmernder Gegenstand flog durch die Luft. Derselbe hatte anfänglich die Richtung nach der Stelle zu, wo Bruno und Roland standen, doch ein starker Windstoß trieb ihn aus seiner Bahn, und er fiel dicht vor den Füßen des Ritters Florian zu Boden.

Unmöglich wäre es, das Erstaunen des Letzteren zu beschreiben, als er den Gegenstand rasch an sich gerafft hatte und ihn nun als einen Pfeil erkannte, an welchen ein zusammengefaltetes Blatt Papier befestigt war, und so groß wie seine Verwunderung war auch seine Freude über die gemachte Entdeckung. Er hatte aber keine Zeit, sich Betrachtungen und Empfindungen hinzugeben, denn schon nahten sich ihm Bruno und Roland in raschem Lauf; er mußte mit seiner kostbaren Beute unverzüglich die Flucht ergreifen. Mit einer Geistesgegenwart, die ihm in kritischen Lagen sonst nicht eigen war, schwang er sich behend über die Barrière, kroch eine Strecke weit unter den Sitzbänken hin, welche die Bahn umgaben, und gewann ein nahes Gebüsch, das sich fast bis an das äußere Schloßthor hinzog. Ehe er aber das Gebüsch verließ,

blieb er horchend stehen, und erst, als er sich überzeugt hatte, daß er nicht verfolgt werde, eilte er ins Schloß.

Mittlerweile suchten Bruno und sein Knappe Roland emsig auf der Stelle, wo sie den Pfeil hatten niederfallen sehen.

„Ich bin sicher, daß er diesseit der Schranken zu Boden fiel,“ betheuerte Bruno in heftiger Erregung.

„Un ick och, Durchlaucht, aber dennoch echuffiren wir uns janz umsonst,“ entgegnete Roland, „keen Pfeil es nich da!“

„So glaubst du denn wirklich...“

„Ick jloobe, wie jesagt, dat der Kerl, der sich soeben mit so bewundernswürdige, katzenartije Jeschmeidigkeit uf die Seite drückte, den Pfeil annectirt hat, wie's bei die Diplomaten heeßt.“

„Roland, du bist im Irrthum,“ sagte Bruno; „freilich war es auch mir, als gleite ein dunkler Schatten über die Barrière, indeß....“

„Erlauben Sie, jnädigster Herr,“ rief Roland frohlockend, „hier haben wir dat Corpus delicti, wie die Advocaten sagen, der Uebelthäter is entdeckt!“

„Was hast du denn gefunden?“

„Ick habe jefunden, dat es hier sehr beträchtlich nach dat Innere von eenen Friseurladen riechen thut, der Duft von Oh dö mil Flöhr aber am stärksten vertreten is.“

„Der Duft von Eau de mille chevaux willst du sagen, du einfältiger Mensch,“ entgegnete Bruno ärgerlich.

„Na, jeruhen Euer Durchlaucht nur dero werthe Nase ein weniges an diese Planke schnuppern zu lassen,“ eiferte Roland, „und Hochdieselben werden sich sojleich von die Richtigkeit meiner Behauptung überzeugen.“

„Beim Himmel, du hast Recht!“ rief Bruno, nachdem er der Aufforderung Folge geleistet hatte, „das mahnt bedenklich an den Ritter Florian mit seinen Essenzen und Pomaden.“

„Na, dat freut mir aber doch, dat ick Sie wie ein juter Spürhund uf die rechte Fährte jeführt habe,“ schmunzelte Roland selbstgefällig.

„Folgen wir nun aber auch dieser Fährte,“ sprach Bruno im Tone des grimmigsten Zornes, „und bei meiner Ehre, dem Nichtswürdigen soll dieser Bubenstreich theuer zu stehen kommen!“

Er wollte sich bei diesen Worten über die Barrière schwingen, doch Roland hielt ihn zurück.

„Man immer langsam voran, jnädiger Herr, un keene Ueberstürzung nich,“ mahnte er, „dat Terrain hier unter die Sitzplätze is für 'ne nächtliche Jagd nicht besonders jeeignet, un wenn wir freilich ooch immer der Nase nach kriechen könnten, so würde dat doch nischt als unnütze Weitläufigkeiten nach sich ziehen. Bedenken Sie nur, Durchlaucht, wie uns dieses duftende Wild die janze

Nacht im eegentlichsten Sinne des Wortes an die Nase herumführen könnt."

Bruno sah das Unnütze einer Verfolgung ein und stand zähneknirschend davon ab. Im Herzen aber gelobte er dem Ritter Florian, falls dieser wirklich der Dieb des Briefes sei, blutige Rache.

„Wenn ick rathen dürfte," sagte Roland, als Beide die Stechbahn verließen und dem Schlosse zuschritten, „wenn ick rathen dürfte...."

„Sprich, Roland," murmelte Bruno zerstreut in den Bart.

„Sie sollten unter vier Oogen mit dem Ritter Florian reden un ihn mit die Ihnen eegene, zu Herzen dringende Jemüthlichkeit seine Niederträchtigkeit vorhalten. Dann würde, wenn sein zerrissenes Jewissen noch irgend eener jesunden Regung fähig is, die falsche Lügenschminke von seine der Scham entwöhnte Wange schwinden, un die trügerische Larve der Heuchelei, un...."

„Was schwatzest du da für albernes Zeug!" unterbrach ihn Bruno ungeduldig. „Ich bin wirklich nicht in der Laune, darauf zu hören."

„Janz nach Ihrem Belieben, jnädiger Herr," sagte Roland etwas gekränkt, „aber ick sehe nun mal nich ein, was Sie sonst thun könnten. Ja, wenn wir in Berlin wären, da könnten Sie dem Maleficanten eene Proceß-vorladung zu eenem Termin vor die Abtheilung zwei,

Zimmer vier, vor Criminalsachen zukommen lassen von wegen eene uf Entweihung des Briefjeheimnisses sich jründende Anklage; aber auf St. Hubert im Alljemeenen un in Mecklenburg insbesondere, wo die Rechtspfleje noch bedeutend uf dem Holzwege is, jeht das eben nich."

Für Bruno's Ohr waren die letzten Worte seines geschwätzigen Dieners verloren gegangen. In der leidenschaftlichsten Erregung erreichte der junge Graf sein Zimmer, wo er den Rest des Abends und einen Theil der Nacht über die geeigneten Mittel nachsann, den Ritter Florian zu einem Geständnisse seiner Frevelthat zu zwingen. Aber freilich war der Geruch von Eeau de mille fleurs ein zu schwaches Indicium, um darauf eine Bezichtigung zu gründen, und er sah nicht ein, wie er, falls nicht andere Verdachtsgründe hinzukämen, seinen Gegner zur Rechenschaft würde ziehen können.

Aber auch den Ritter Florian floh in dieser Nacht der Schlummer, ja seine Gefühle waren wo möglich noch qualvollerer Art als die des jungen Grafen; denn durch den erbeuteten Brief war ihm ein gar seltsames Licht aufgegangen. Derselbe lautete nämlich:

„Durcheile in sicherem Fluge deine luftige Bahn, mein schneller Bote, und bringe Gruß und frohe Botschaft dem harrenden Prinzen. Amor's Bogen möge ich borgen, sagtet Ihr, und Pfeile solle ich entsenden mit goldener Spitze. Nun seht, mein Prinz, wie der Liebes-

gott selbst mir seine Wehr aufgedrungen hat. Euer Brief ist wunderbarer Weise und — ich sage es frei heraus — sehr gegen meinen Willen dem angedrohten Autodafé entronnen. Ach, dieser gottlose Brief! Wo nahmet Ihr nur den Muth her, so Ungeheuerliches zu wagen? Schon dachte ich daran, zugleich mit dem Papier, auf welches Ihr die kecken Worte niedergeschrieben, Euch selbst in effigie zu verbrennen. Konnte ich es ja doch, da ich Euer Portrait in Händen hatte. Und zwar glaubte ich um so sicherer Beides, Bild und Brief, in Flammen aufgehen zu sehen, wenn ich es Derjenigen übergab, die am meisten Ursache hatte, sich über Eure unerhörte Dreistigkeit zu erzürnen. Doch da — daß ich Euch so etwas gestehen muß, Ihr sündhaftester, aber glücklichster aller Prinzen! — da geschah etwas, das schlechterdings nur durch Zauberei hat bewirkt werden können: was Feuer fing, was jetzt lichterloh brennt, ist nicht Euer Brief, ist nicht Euer Bild, obgleich sie beide, der Himmel weiß es, dem Herde, auf dem die Flamme lodert, nahe genug sind! — Ich denke, dies ist verständlich genug, und Ihr werdet nun selber brennen vor Verlangen, einen weiteren verwegenen Schritt zu thun auf dem betretenen schwindeligen Pfade. Schon recht, doch möge, wer keiner Warnung Gehör geben will, sich selber die Folgen seiner Unbesonnenheit beimessen; ich, mein Prinz, kann nichts thun, als nothgedrungen den Dienst des Piloten über-

nehmen, der den auf seinem Kopfe bestehenden Schiffer in das am wenigsten klippenvolle Fahrwasser lenkt. So laßt Euch denn sagen: Briefe sind zu gefährlich, sie führen auch nicht zum Ziele, während dagegen das gesprochene Wort der Zaghaften eine Antwort entlocken dürfte. Beharrt Ihr also bei Eurem tollkühnen Entschlusse — und leider weiß ich ja, daß Ihr nicht davon abzubringen seid — nun, so steigt am Donnerstag, acht Uhr Abends, in den Bärenzwinger am alten Thurm. Fürchtet nicht, daß die Leiter auseinanderfalle, wie es dem armen Tropf, dem R. Fl. geschah. Fürchtet auch nicht, die ganze Nacht dort zubringen zu müssen; es gibt daselbst an der inneren Seite des Pfeilers eine geheime Thür, welche Ihr offen finden werdet. Sie führt Euch in einen engen Gang, wo ich Euch erwarten werde, um Euch — nun, das Uebrige errathet Ihr ja schon.

M . . . . . e.

Nachschrift. Hütet Euch vor Antonio; er hat Argwohn geschöpft und möchte mir einen Riegel vorschieben. Glücklicher Weise weiß ich mit Schloß und Riegel auf St. Hubert Bescheid.

Nachschrift. Auch der R. Fl. hat einen Brief geschrieben; derselbe ist aber nicht an seine Adresse gelangt; der gute Ritter hat nun einmal kein Glück."

„Nur gut, daß ich jetzt volle Gewißheit erlangt habe," murmelte Florian, aus Wuth mit den Zähnen knirschend,

vor sich hin, als er diesen Brief gelesen hatte. „Rache, tödtliche Rache diesem nichtswürdigen Pseudo-Prinzen, der es wagt, seine Augen zu Marien zu erheben. Wo Alles auf dem Spiele steht, Glück, Reichthum, Glanz und Macht und die ganze Zukunft, da mag es auf einen Kampf ankommen, einen Kampf auf Leben und Tod!"

Neuntes Kapitel.

Warum Marotte die Nummer Zwölf der Nummer Eins vorzog. Nächtlicher Spuk. Die Großmutter des Fräulein de Chanteraine.

Wir haben aus einem früheren Kapitel ersehen, daß und warum Marotte von dem schlauen alten Matthias in ein recht wohnlich eingerichtetes Gelaß geführt wurde, das mit einem Kerker kaum etwas gemein hatte, als nur die eisernen Stäbe am Fenster.

Man hätte nun denken sollen, daß Marotte die ihr von Matthias erwiesene Rücksicht dankbar anerkannt habe, doch war dies keineswegs der Fall. Vielmehr warf sie dem alten Manne, als sich dieser mit einem Kratzfuß und den höflichen Worten bei ihr verabschiedete: „Hoffe, Sie

bald wieder auf freien Fuß zu setzen, Mamsell," einen spöttischen Blick zu und rief mit einem äußerst irritirenden Hohnlachen: „Es sollte dem Herzog zu Ohren kommen, daß Ihr mich in dieses Prunkgemach geführt habt, und ich möchte sehen, wen von uns Beiden er alsdann in die Nummer Zwölf werfen ließe, mich oder seinen gehorsamen Profoß, Matthias Termont."

„Die Nummer Zwölf soll Euch nicht lange vorenthalten bleiben, Mamsell Marotte, wenn Ihr in diesem Tone mit mir redet. Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen; merkt Euch das."

Mit diesen Worten entfernte sich der im Grunde seines Herzens höchst boshafte alte Mann und schlug die Thür etwas geräuschvoller als gerade nothwendig hinter sich zu. Auch schob er, nachdem er den Schlüssel zweimal herumgedreht hatte, noch zwei mächtige Riegel vor, was sicherlich eine recht überflüssige Vorsichtsmaßregel war.

Dies Alles war am Dienstag geschehen. Als der Kerkermeister zwei Tage später der Gefangenen zur gewöhnlichen Stunde das ziemlich einfache Mal brachte, überreichte er ihr zugleich einen Brief.

„Ihr waret, als ich Euch hieher führte, ein wenig kurz angebunden, Mamsell," sprach er dabei mit einer Miene, die Gutmüthigkeit ausdrücken sollte, „ich denk' aber, daß Ihr jetzt besser gelaunt seid und eine Gefälligkeit zu würdigen wissen werdet, die ich, wollt' ich hart

sein und nur meine Pflicht erfüllen, Euch eigentlich gar nicht erweisen dürfte.“

Der Profoß hielt, nachdem Marotte den Brief genommen, noch einige Secunden lang die offene Hand hin — in welcher Erwartung, läßt sich leicht errathen. Marotte aber erwies sich in keiner Weise dankbar, und als der alte Mann den Kerker verließ, schnitt er eine noch grimmigere Grimasse als am Tage vorher.

Marotte las, sobald sie sich allein sah, den Brief; derselbe lautete folgendermaßen:

„O Mamsell Marotte!

es geht mir im Kopf herum wie ein Mühlratt und ich weiß nicht wo anfangen, noch enden. Wenn der alte Matiehs diesen Brief nicht in Eure Hände abliefert wie er es mir für ein anständiges Dusöhr auf Ehre und gewissen versprochen hat, dann gute Nacht Essig, das sag ich Euch rein heraus und darum thut nur dem gnädigen Herrn Herzog Abbitte für Alles denn Ihr allein könnt das grausame Blutvergiesen hindern das glaube ich gewis und es wäre mein Tot weil es natührlich so herumgedreht werden würde als ob ich an alles schuld wäre weil ich den dummen Brief so ungeschickt nach dem hübschen jungen Prinzen den Gott behüten möge hinüberschos, daß er dem Ritter Florian gerade in die Hände flog und ich gans gut sah, daß er es war, der damit über die Variehre sprang, wie auch der Knappe Roland mir gesagt hat, der

ihn nachher noch riechen konnte, so eine feine Nase hat er. Mord und Todtschlag wird es nun jedenfalls geben, denn der Prinz ist natürlich wüthend und will sich mit dem Ritter schlagen, denn obgleich er es nicht an Roland gesagt hat, so ist der doch klug genug, um so etwas zu merken. Gloriosus weis auch keinen Rath und wir Alle sind in verzweiflung denn auch die süße Prinzeß weis darum und o Gott wie sie geweint hat das kann ich Euch gar nicht sagen. Und weil denn nie ein Unglück allein kommt so mußte nun auch noch die kleine Alma das Fräulein dö Schanderähn in den einen Finger beisen daß es Blutete worüber sie so wüthend wurde und schwor Alma müsse totgeschossen werden weil sie sonst die Wasserscheu kriegen könnte und dergleichen mehr. So steht es nun und der Himmel mach wissen wie es enden soll wenn der Ritter Florian und der Prinz wie sie ihn nennen aber ja nur ein Graf sein soll sich miteinander dueliren wobei sie wie ich bestimmt weis aber mich fast schäme niederzuschreiben bis an den Gürtel gans nackt sind und mit scharf geschliffenen Schwertern auf einander loshauen. Zwei gans neue Halskrausen habe ich übrigens auch noch dazu beim pletten verbrannt weil meine Augen von vielen Weinen so trübe waren. Ja es ist ein wahrer Jammertag und seht nur zu daß Ihr aus dem gräßlichen Gefängniß wieder herauskommt denn alle unsere Hoffnung beruht auf Euch allein. Eure liebe Freundin Margot."

Man kann sich leicht vorstellen, in welch heftige Aufregung dieser Brief Marotten versetzen mußte. Sie war ganz außer sich und rannte unter den lebhaftesten Geberden in dem engen Raum hin und her, indem sie die allerinbrünstigsten Verwünschungen gegen die liebe Freundin Margot ausstieß.

Als eine Stunde darauf Matthias wieder kam, um das Tischgeschirr abzuholen, hatte Marotte noch keinen Bissen zu sich genommen, und als der alte Mann darüber eine Bemerkung machte, stieß sie voll Ungeduld und mit solcher Kraft an den Tisch, daß er umfiel.

Mit finsterer und drohender Miene bückte sich Matthias, die zerbrochene Schüssel aufzuheben, und murmelte dabei halblaut etwas in den Bart von einer „nichtswürdigen, trotzigen kleinen Mißgestalt.“

„Keine Beleidigungen, Unverschämter!“ rief da Marotte und applicirte dem ihr durch das Niederbücken sehr nahe gekommenen Mann eine Maulschelle, daß er fast rückwärts zu Boden gesunken wäre. Er raffte sich indeß schnell auf, schüttelte gegen seine Gefangene die geballten Fäuste und schrie mit zornfunkelnden Augen und rauher, widerlich klingender Stimme:

„Alle Donnerwetter, Mamsell, das sollt Ihr mir hart büßen. Ihr spracht vorgestern von der Nummer Zwölf; nun gut, augenblicklich folgt mir dahin, denn für solch eine wilde, unbändige Katze, wie Ihr eine seid, ist das gerade der rechte Käfig. Kommt!“

Der erzürnte Gefangenwärter schritt voran, Marotte mit einem höhnischen Lächeln dicht hinter ihm drein. Sie gingen eine schmale Wendeltreppe hinunter, deren ausgeschliffene Stufen von Feuchtigkeit und Schmutz äußerst glatt waren; dann bogen sie in einen langen, völlig dunklen Gang ein. Am Ende dieses Ganges blieb Matthias stehen, nahm ein gewichtiges Schlüsselbund zur Hand und öffnete eine niedrige Thür.

Sie betraten nun einen großen, von massiven Steinwänden eingeschlossenen Raum, dessen mächtiges Gewölbe im Mittelpunkte von einem dicken Pfeiler gestützt wurde. Es herrschte hier eine feuchtkalte, mit übelriechenden Ausdünstungen geschwängerte Luft, und durch ein Fenster oder vielmehr ein Loch, zwölf Zoll im Durchmesser, drang ein nur schwaches Dämmerlicht, kaum hinreichend, um die allernächsten Gegenstände erkennen zu lassen. Ketten, welche wohl schon manche frühere Gefangene getragen haben mochten, hingen hie und da an den Wänden, und in einer Ecke lagen die Trümmer eines großen Feuerrostes nebst anderen Marterwerkzeugen.

So beschaffen war die Nummer Zwölf, in welcher sich Marotte nunmehr eingeschlossen sah.

Marotte ertrug indeß ihr hartes Loos mit dem Gleichmuthe des echten Philosophen. Sie durchmaß den Raum der Länge und Breite nach, ging auch zur Veränderung in der Runde um den dicken Pfeiler, ruhte ein Weilchen

auf einer im Kerker befindlichen Pritsche aus und begann dann von neuem ihre Wanderung. Dumpf hallten unter dem niedrigen Gewölbe ihre Tritte auf dem harten Lehmboden, von außen aber drang kein Laut an ihr Ohr; wenn sie stillstand, herrschte um sie her die Ruhe des Grabes. Manchmal hefteten sich Marottens kleine, lebhafte Augen auf das Luftloch oben in der Mauer, und ein triumphirendes Lächeln zuckte dann um ihre Lippen. Ja sie lachte ein paar Mal laut auf, hüpfte ganz muthwillig umher und trällerte mit feiner, meckernder Stimme ein lustiges Lied.

Gegen Abend erschien Matthias wieder; er brachte einen Krug mit Wasser und einen hölzernen Teller, auf welchem ein Stück Schwarzbrod lag. Beides stellte er vor Marotten auf den kleinen, neben der Pritsche befindlichen Tisch, bemerkend, daß ihr, weil sie zu Mittag nichts genossen, das Abendessen um so köstlicher munden werde. Marotte nahm von der hämischen Aeußerung keine Notiz, und der alte Murrkopf entfernte sich.

Als seine Schritte in dem langen Gange verhallt waren, hob Marotte den Krug an die Lippen und that einen tüchtigen Zug; das Brod aber zerlegte sie in zwei ungleiche Theile, von welchen sie den kleineren verzehrte, während sie den größeren in die Tasche schob.

Es war mittlerweile im Gefängnisse fast ganz dunkel geworden, und Marotte zog nun aus der nämlichen

Tasche, in welche sie das Brod geschoben, ein kleines Wachslicht und ein Schächtelchen mit Streichhölzchen. Sie zündete das Licht an, ließ dicht vor dem Pfeiler ein paar Tropfen geschmolzenen Wachses auf den Boden fallen und klebte das Licht daran fest. Sodann zerrte sie die Pritsche von ihrem Platze weg längs der Mauer hin bis unterhalb des Luftloches. Es kostete ihr dies die größte Anstrengung, denn das plumpe Gestell hatte ein beträchtliches Gewicht, und der Fußboden war rauh und uneben. Sie sank denn auch, als die Arbeit vollbracht war, ganz erschöpft und heftig keuchend in sich zusammen.

Als sie einige Augenblicke geruht, zog sie den Tisch heran und hob ihn auf die Pritsche; dann stellte sie den einzigen Stuhl, der sich im Gefängnisse befand, auf den Tisch. Das Ganze bildete ein ziemlich wackeliges Gerüst von so zweifelhafter Festigkeit, daß ein Mensch von normalem Gewichte sehr unklug gehandelt haben würde, sich demselben anzuvertrauen. Für Marottens winzig kleine, federleichte Gestalt jedoch mochte es immerhin die nöthige Tragkraft besitzen, und sie kletterte denn auch so ganz furchtlos daran hinauf, daß man hätte wetten mögen, es sei schon bei einer früheren Gelegenheit von ihr erprobt und als zweckdienlich befunden worden.

Auch war das Gerüst so hoch, daß, wenn sie droben stand, sie bequem in das Luftloch hineinkriechen konnte. Freilich war es ein verzweifelt enges Loch, und ein er=

wachsener Mann hätte es sich nimmer einfallen lassen, auch nur den Versuch zu machen, da hindurchzukriechen. Dies war auch sicherlich der Grund, weßhalb man es nicht mit einem eisernen Gitter versehen hatte. Marottens Umfang war jedoch nicht einmal mit dem eines halbwüchsigen Knaben zu vergleichen, und nun, da sie den Kopf und den einen Arm hineinsteckte, hätte sich Jeder, der sie gesehen, leicht überzeugt, daß es für sie durchaus keine Unmöglichkeit sein würde, ihre ganze Person hindurchzuzwängen.

Sie that dies übrigens nicht, sondern kletterte, nachdem sie einige Minuten droben verweilt, von dem improvisirten Gerüste wieder hinunter und setzte sich, nachdem sie das Licht ausgelöscht hatte, auf eine Ecke der Pritsche. Sie saß hier noch volle drei Stunden, und erst als der dumpfe Schall der Thurmuhr, der selbst in dieser Tiefe noch recht vernehmbar war, ihr verkündete, daß es Mitternacht sei, erhob sie sich wieder. Sie zündete nun die Wachskerze zum zweiten Mal an und kletterte, dieselbe in der linken Hand haltend, auf den Tisch und von dem Tisch auf den Stuhl. Nun blies sie das Licht aus und kroch in das schräg aufwärts durch die sechs Fuß dicke Mauer führende Loch.

Das Loch mündete im Burggraben aus, und zwar in einer nicht ganz unbeträchtlichen Höhe über dem Boden. Marotte wagte indeß ohne Bedenken den Sprung und

langte auch unbeschädigt unten an. Hier wurde sie, wie am Abend vorher der Ritter Florian, von einem höchst unwirschen Brummen begrüßt, denn sie befand sich, wie er, im Bärenzwinger. Das Brummen erschreckte sie aber nicht im mindesten; sie redete den ungehaltenen alten Troll freundlich an, worauf er sogleich manierlicher wurde und sogar ein recht sanftes und gemüthliches Grunzen hören ließ, das deutlich besagte, wie er sie erkannt habe und sich ihres Besuches freue. Ja, als Marotte nun auch das Stück Schwarzbrod aus der Tasche zog, welches sie sich von ihrem Abendessen abgeknappt hatte, und es ihm mit liebevollen Worten anbot, da verzog er die Oberlefze zu einem verbindlichen Lächeln und leckte, bevor er den willkommenen Bissen nahm, dankbar die kleine Hand, die denselben darreichte.

Ich habe mit Vorliebe bei dieser rührenden Scene verweilt, denn sie schien mir durchaus geeignet, die etwaige ungünstige Meinung zu widerlegen, die sich bei diesem oder jenem Leser in Betreff des alten Troll gebildet haben dürfte. Man sieht jetzt klar und deutlich, daß er im Grunde ein recht friedfertiger Bursche war, der sich sanfteren Herzensregungen keineswegs verschloß und nur gegen Solche einen heftigen Unwillen hegte, die ihn gröblich beleidigt hatten. Die Moral ergibt sich denn auch ganz von selbst: Quäle nie, wie der Ritter Florian, einen Bären zum Scherz, denn du könntest in

den Fall kommen, eine Nacht in seinem Zwinger zuzubringen.

Wir wissen, daß der Bärenzwinger den Theil des Burggrabens einnahm, der an den alten Thurm stieß, und es ist uns ferner aus dem Briefe Marottens an Bruno bekannt, daß an einem der Strebepfeiler, die diesen Thurm stützten, eine Thür angebracht war, die in einen geheimen Gang führte. Nur sehr wenige Personen, die mit allen Oertlichkeiten des Schlosses vertraut waren, hatten eine Ahnung von der Existenz dieser Thür, und diese wenigen hatten sich, weil sie dieselbe von Innen verschlossen und verriegelt fanden, nie darum gekümmert, welchen Zwecken sie in früherer Zeit gedient haben dürfte. Dies wußte Marotte ganz allein, und schon vor mehreren Tagen hatte sie Sorge getragen, sich den Durchgang offen zu halten, eine Vorsicht, die ihr nun sehr zu Statten kam. Die Thür war jetzt nur angelehnt, die Zwergin schlüpfte hindurch und befand sich in einem engen Gange, der nach wenigen Schritten sie an eine äußerst schmale und sehr steile Wendeltreppe führte.

Es würde den Leser ermüden, wollte ich ihm jeden versteckten, staubigen und düsteren Winkel beschreiben, durch welchen die behende Zwergin kriechen mußte, um das Ziel ihrer nächtlichen Wanderung zu erreichen. Genug, wenn ich sage, daß sie in Zeit von einigen Minuten bis zu dem Stockwerke emporgestiegen war, welches die Prinzeß

Maria bewohnte, und daß sie endlich in einer nischenartigen Vertiefung Halt machte, wo sie das Ohr an eine feine Ritze legte, durch welche ein schwacher Lichtschimmer in den sehr engen Raum drang. Nachdem sie hier eine ziemliche Weile gehorcht hatte, ohne jedoch den leisesten Ton aufzufangen, tastete sie mit der Hand behutsam an einem mit grober Leinwand überspannten Rahmen auf und ab, der die Nische verschloß. Nun drückte sie an eine Feder, und der Rahmen drehte sich geräuschlos um eine von oben bis unten reichende dünne Walze. Es entstand dadurch eine Oeffnung, groß genug, einem Menschen den Durchgang zu gestatten.

Einen Augenblick zögerte Marotte, dann that sie entschlossen einen Schritt vorwärts und befand sich in einem mäßig großen, aber elegant ausgestatteten Gemache, das durch den Schein einer Nachtlampe mit matt geschliffener Kuppel schwach erhellt war. Und zwar war es das Schlafgemach einer Dame, welches Marotte betreten hatte, das bezeugte nicht nur ein Bett mit zierlichen Umhängen, sondern auch die beträchtliche Menge von weiblichen Putzgegenständen, die überall zerstreut umherlagen.

Marottens erste Sorge war nun die, die Blende, welche ihr als Thür gedient hatte, wieder in ihre vorige Lage zu bringen. Wer jetzt hingeblickt, würde nichts wahrgenommen haben, als ein lebensgroßes, fast bis an den Fußboden hinabreichendes Oelbild, in einen schnörkel-

haft verzierten Rahmen eingefaßt und eine steife Matrone in der Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts vorstellend. Daß hier aber eine Thür sei, hätte selbst das schärfste Auge bei der genauesten Untersuchung nimmer entdeckt.

An der nämlichen Wand, an welcher das Bild angebracht war, stand das schon erwähnte Bett. Nach dem Kopf-Ende desselben zu war der Umhang etwas zurückgezogen und über eine Stuhllehne gelegt. Durch die so entstandene Oeffnung konnte Marotte, als sie behutsam einige Schritte vorwärts gethan hatte, ein mit breiten Spitzen eingefaßtes und mit rothen seidenen Schleifchen geziertes Kissen sehen, sowie auch einen tief in dasselbe hineingedrückten, von einer Schlafhaube umrahmten Kopf mit kerzengerade in die Höhe gerichteter, etwas langer und spitziger Nase. Und nun fing auch Marottens scharfes Ohr einen ganz eigenthümlich pfeifenden, in regelmäßigen Intervallen wiederkehrenden Ton auf, der von der spitzen Nase ausging und deutlich bekundete, daß die Besitzerin derselben in tiefem Schlafe liege.

Dieser Ton hatte für Marotte etwas höchst Beruhigendes; sie trat nun bis in die Mitte des Zimmers vor. Aber, gütiger Himmel! war es denn auch wirklich Marotte, auf welche hier der volle Schein der Nachtlampe fiel? War es überhaupt ein zu den Lebenden zählendes Geschöpf und nicht vielmehr ein dem Grabe entstiegenes Todtengerippe? Einer Zwergin gehörte keinesfalls diese

ziemlich lange, dürre, von schneeweißen, schleppenden Gewändern eingehüllte Gestalt mit dem starren, kreidigen Gesichte, das so unheimlich gespensterhaft nach rechts, nach links und wieder nach rechts sich wendete, dann plötzlich um eine halbe Elle tief herabsank, um im nächsten Moment auf einem langen Giraffenhals sich emporzustrecken und gräßlich grinsend zu nicken und mit den leeren Augenhöhlen umherzublicken. Nein, von zwerghafter Kleinheit war keineswegs dieses grauenhafte Wesen mit dem schwebenden, unhörbaren Gange und dem schattenhaften, dehnbaren Körper, und wer demselben in stiller Mitternachtsstunde in den düsteren Räumen des öden, alten Thurmes begegnet und bei dem Schaueranblicke bis ins Mark hinein erschüttert worden wäre — an Marotten hätte er dabei sicherlich am allerwenigsten gedacht.

Sollte der geneigte Leser wohl errathen haben, daß es das Schlafgemach des Fräuleins de Chanteraine war, in welchem sich Marotte befand? Ich denke, ja. Es war übrigens der Zwergin nicht darum zu thun, ihrer Feindin einen Schrecken einzujagen, wenigstens beabsichtigte sie dies für jetzt nicht. Sie schritt geräuschlos auf die Thür zu — es war die einzige, welche das Zimmer hatte — und schob den Riegel zurück, durch den dieselbe von Innen verschlossen war. Dann wurde Marotte plötzlich um sehr Vieles kleiner, ja schrumpfte fast ganz in sich zusammen,

was sich bei dem schwachen Dämmerlichte ungemein gespenstisch ausnahm, und verließ das Gemach.

Wenige Minuten später sehen wir Marotte wieder in ihrer natürlichen Gestalt, das heißt ohne Todtenhemd und mit hoch auf den Händen emporgehaltener Todtenmaske, das Zimmer betreten, in welchem wir vor nicht langer Zeit der holden Prinzeß Maria einen Besuch abstatteten. Einige der vielen Vögel erwachten bei ihrem Eintreten und flatterten unruhig in ihren Käfigen, auch Grippe=agile hob sein Haupt empor und schlug geräuschvoll mit den Schwingen. Dadurch aber wurde nun auch die kleine Alma aus süßen Träumen aufgestört, und sie bellte laut im anstoßenden Zimmer. Marotte hörte, wie eine sanfte Stimme sprach: „Was ist dir, Alma? So sei doch ruhig, mein Hündchen!“

Im nächsten Moment lag Marotte auf den Knieen vor dem Bett der Prinzeß, die bei ihrem plötzlichen Erscheinen erst heftig erschrak, sich aber sogleich wieder faßte.

„Eigentlich habe ich dich auch erwartet, du Schloß und Riegel verachtender Kobold,“ sagte die Prinzeß mit einem wehmüthigen Lächeln, als ihr Marotte kurz berichtet hatte, in welcher Weise sie aus dem Gefängnisse entschlüpft sei.

„Und darum hieltet Ihr Euch wach, Hoheit?“ fragte Marotte.

„Ach, Marotte, die Sorge war es, die den Schlummer

von meinem Lager verscheuchte, und seit Margot mir Eure Thorheiten gebeichtet, ist es mir, als könnte mein armes Herz nie, nie wieder zur Ruhe kommen."

„Was hat sie Euch gebeichtet, Hoheit?"

Was Margot der Prinzeß gebeichtet hatte, war dieser nur halb verständlich gewesen. Nur so viel war daraus klar hervorgegangen, daß ein Brief, den Margot auf der Zwergin Geheiß dem Grafen Bruno mittelst Pfeil und Bogen hätte zusenden sollen, dem Ritter Florian in die Hände gerathen war, wodurch diesem geheime Beziehungen enthüllt wurden, in welche sie, die Prinzeß, tiefer als sie sich's je hätte träumen lassen, verflochten sein müsse. Je weniger aber die Prinzeß die von Marotten auf eigene Hand angezettelte Intrigue zu durchschauen und deren Tragweite zu bemessen vermochte, um so größer war auch ihre Besorgniß um den Ausgang. Und dennoch konnte sie sich nicht verhehlen, daß das Verhältniß, in welches sie sich so ganz wider Willen und Wissen zu dem jungen Grafen gebracht sah, einen Zauber auf sie übe, der eben durch das Geheimnißvolle und Romantische seines Entstehens nur noch erhöht wurde. Auch zürnte sie im Grunde der kleinen Marotte nicht allzusehr, obgleich sie kaum noch bezweifelte, daß die Treulose das Bildniß, das jetzt an Bruno's Herzen ruhte, nicht verloren, sondern ihm vielmehr in die Hände gespielt, ja ihm wohl auch den Muth eingeflößt habe, den Brief zu schreiben, der

ihr so viel Wonne und so viel süße Pein verursacht hatte. Ob wohl Marotte noch weiter gegangen war? Ob sie wohl an Bruno verrathen hatte, was sie in vertraulichen Stunden ihrer Herrin entlockt? Ob wohl gar jener auf die Stechbahn hinübergeschossene Brief eine solch verrätherische Enthüllung des Geheimnisses enthielt, welches nie aus dem innersten Heiligthum des Herzens, das es umschloß, sich hätte hinauswagen sollen!

Eine lebhafte Purpurröthe färbte, so oft dieser Gedanke in ihr aufstieg, die Wangen der Prinzeß, ihr jungfräulicher Stolz empörte sich dagegen, und fast wäre sie nun doch von Zorn entbrannt gegen Marotte, die sich nicht gescheut hatte, sie, die gütige Herrin und vertrauensvolle Freundin, so muthwillig bloßzustellen.

Doch der Unwille konnte nun einmal nicht recht Wurzel fassen in dem sanften Gemüth der Prinzeß. Nachdem sie vor Aerger über die eigenmächtige Handlungsweise Marottens eine halbe Stunde bitterlich geweint, ja ein paar Mal in heftigster Weise mit dem Fuß gestampft, trocknete sie ihre Thränen und las, um mit ihren widerstreitenden Gefühlen ins Reine zu kommen, noch einmal sehr aufmerksam den von Bruno empfangenen Brief. Und als sie ihn gelesen, legte sie sich die Frage vor, ob sie denn auch wirklich so große Ursache habe, derjenigen zu zürnen, die den Schreiber ermuthigt, so beredte und ach so beglückende Betheuerungen einer innigen Liebe und

glühenden Anbetung an sie zu richten. Die kalte Vernunft sagte Ja, das warme Herz sagte Nein.

„Ich will ihr verzeihen, doch erst, nachdem ich sie tüchtig gescholten," sagte die Prinzeß, nachdem ein Compromiß zwischen Vernunft und Herz zu Stande gekommen war.

Der Compromiß wurde aber keineswegs gehalten; denn jetzt, da Marotte über ihr eigenwilliges und verrätherisches Handeln zur Rede gestellt werden sollte, die kluge Zwergin aber, um sich zu rechtfertigen, ein äußerst rührendes Bild von der Liebesqual des Grafen Bruno entwarf, einer Qual, deren Anblick ihr Thränen erpreßt, und die ganz gewiß den hübschen und liebenswürdigen jungen Mann zur Verzweiflung gebracht und vollständig aufgerieben hätte, wenn ihm nicht ein ganz klein wenig Trost gespendet, ein ganz schwacher Hoffnungsschimmer gelassen worden wäre, da verstummten sogleich die Vorwürfe der Prinzeß. Und als endlich Marotte sogar in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach und hoch und theuer schwor, daß neben dem Mitleid für den armen Grafen nur die reinste, uneigennützigste Liebe für die süße Prinzeß, sowie der innige Wunsch, deren Glück zu gründen, sie geleitet — da füllten sich auch die schönen Augen der Prinzeß mit Thränen, und sie umschlang, indem sie den Oberkörper halb über das Bett hinausbeugte, zärtlich den Hals der weinenden Marotte.

„Möge dir Gott verzeihen,“ stammelte sie mit gepreßter Stimme, „möge dir Gott verzeihen, daß du mir ein so entzückendes Glück vor Augen stelltest, wie auch mir verziehen werden möge, daß ich deinen Worten mein Ohr lieh. Deine Absicht war eine liebevolle, ich sehe es wohl, doch leider das Gegentheil von dem, was du erzielen wolltest, ist eingetreten; denn bisher konnte ich leicht entbehren, was ich nicht kannte, wie aber soll ich Gefühle aus meinem Herzen reißen, von denen es jetzt so ganz erfüllt ist? Meine Ruhe hast du mir genommen, Marotte, die Hoffnung aber, die du mir dafür gabst, wird sich nie erfüllen — o gewiß, der Schmerz wird mich tödten!“

Noch nie hatte Marotte ihre Zärtlichkeit für die Prinzeß in so rührender Weise an den Tag gelegt, wie sie es jetzt that. Sie bedeckte deren Hände mit Küssen und betheuerte, daß, wenn ihr Thun nur dazu gedient haben sollte, die traurige Lage der geliebten Herrin noch trauriger zu gestalten, sie sich fortan für die ärgste Frevlerin halten, ja sich hassen und verabscheuen und sich die härteste Selbstpeinigung auferlegen würde, die je eine reuige Büßerin erduldet habe.

„Doch, dem Himmel sei es gedankt,“ rief sie dann, sich selber Muth einsprechend, „so schlimm stehen die Sachen nicht. Was ist denn eigentlich geschehen? Die Liebe des Grafen Bruno zu Euch, Prinzeß, ist seinem Nebenbuhler, Eurem Vetter Florian, verrathen worden;

recht unangenehm allerdings, doch was folgt daraus? Doch nicht, daß nun gleich alle Welt um das Geheimniß weiß? Euer Vetter ist zwar kein Ritter nach dem Muster der tadellosen Paladine, doch für ehrlos dürfen wir ihn nicht halten, und ganz und gar ehrlos müßte er ja sein, wollte er eine Enthüllung, die er, wie wir annehmen müssen, dem Zufall verdankt, zu Eurem Schaden mißbrauchen. Außerdem hat er ja auch seine eigene Haut zu hüten, denn käme das Eine heraus, so bliebe auch das Andere nicht verborgen, und erführe so der Herzog, daß Florian, dem strengen Verbote zum Trotz, an Euch geschrieben hat, so würde es diesem übel ergehen. Ihr dürft also darauf rechnen, Hoheit, daß Alles ganz insgeheim zwischen den beiden hitzköpfigen Rivalen ausgefochten. . . .“

„Ausgefochten?“ unterbrach sie die Prinzeß. „Ausgefochten, sagst du? Aber das Entsetzliche ist ja eben, daß sie sich schlagen, vielleicht umbringen werden. Mein Gott, ich zittre und bebe vor Angst, wenn ich nur daran denke, und du sprichst davon, als wäre es etwas, woraus ich Trost schöpfen solle.“

„Ich brauchte das Wort in einer allgemeineren Bedeutung,“ entgegnete Marotte, „an einen Kampf mit tödtlichen Waffen dachte ich nicht.“

„Aber ein solcher steht bevor, das sagte mir Margot, und sie machte mir noch dazu eine solch fürchterliche Be-

schreibung von den unter jungen Männern üblichen Zweikämpfen, daß mir fast die Sinne schwanden, als ich es hörte. Ach, Marotte, liebe, gute Marotte, wie verhindern wir nun das schreckliche Blutvergießen?“

Die Prinzeß warf sich auf die Kissen zurück und bedeckte schaudernd das Gesicht mit den Händen.

„Hast du keinen Trost, keinen Rath für mich?“ fragte sie leise und zaghaft.

„Zwei Zeilen von Eurer Hand an den Grafen Bruno würden Alles ins Reine bringen, Hoheit,“ sagte Marotte.

„Wo denkst du hin!“ rief die Prinzeß, sich schnell wieder erhebend, „ich sollte ihm schreiben? Wie vertrüge sich das mit meiner Würde? Nein, nimmermehr thu’ ich das!“

Marotte mochte einsehen, daß es vergebliche Mühe sein würde, den jungfräulichen Stolz der Prinzeß zu bekämpfen; sie zuckte die Achseln und sagte nach kurzem Bedenken:

„So schreibt denn an Euren Vetter Florian und bestellt ihn hieher zu einer Stunde, in welcher Ihr vor der Chanteraine sicher seid. Er wird sich einfinden und sich — wollt Ihr es nur ernstlich — zu Allem verbindlich machen, was Ihr nur wünschen mögt.“

„Und du meinst, daß damit die Gefahr beschworen wäre?“

„Ja, insofern sie von der Eifersucht Eures Vetters zu befürchten steht. Sie könnte aber auch durch den Grafen Bruno herbeigeführt werden, und da Ihr ihm durchaus nicht schreiben wollt, Hoheit...."

„Sprich nicht davon, Marotte, ich bitte dich."

„So laßt morgen in aller Frühe den Schloßcaplan kommen und vertraut Euch ihm an. Er ist gegen den jungen Grafen wie gegen Euch gleich liebevoll gesinnt und wird Alles aufbieten, um ein Unglück zu verhüten."

Marotte fügte noch hinzu, daß der Prinzeß die Mittheilung an den Geistlichen um so weniger peinlich sein dürfte, da sie sich ja selber nichts vorzuwerfen habe, ihre Dienerin aber für Alles, was sie eigenmächtiger Weise gethan, die volle Verantwortung tragen wolle.

„Und was nun endlich Eure Gefühle betrifft," so schloß sie, „ei nun, Euer Herz dem Beichtvater zu öffnen, dem ja doch bis jetzt keine Regung desselben verborgen blieb, werdet Ihr ja keinen Anstand nehmen."

Dem widersprach nun freilich die brennende Röthe auf Mariens Wangen, so wie ihr verschämt gesenkter Blick, doch es ließ sich gegen Marottens Rath vernünftiger Weise nichts einwenden, und sie gelobte, ihn zu befolgen.

Es wurde nun berathen, wie Marottens Freilassung, die unter den obwaltenden Umständen von höchster Wichtigkeit war, bewerkstelligt werden könnte. Dadurch, daß Marotte dem Herzog die Wahrheit gestand? Nein, das

war unmöglich; nur von den dringenden Bitten der Prinzeß ließ sich etwas erhoffen. Und so wurde denn festgestellt, daß auf letzterem Wege Alles versucht werden solle. Die Zwergin verabschiedete sich alsdann bei ihrer Herrin, um in das Gefängniß zurückzukehren, versprach aber wo möglich in der folgenden Nacht zur nämlichen Stunde wiederzukommen.

„Nun will ich schnell etwas Proviant zu mir nehmen," sagte sie im Weggehen, „und dann der lieben Chanteraine einen heilsamen Schrecken einjagen."

„Was hast du nun schon wieder vor, du loser Schalk?" fragte die Prinzeß.

„Ihr werdet morgen genug davon zu hören bekommen; gute Nacht, Hoheit."

Marotte eilte bei diesen Worten aus dem Schlafgemach der Prinzeß in ein daranstoßendes kleines Zimmer, in welchem Margot ihr Nachtlager hatte. Es kostete der Zwergin einige Mühe, den äußerst festen Schlaf der Zofe zu unterbrechen; es gelang indeß, und nun folgte ein Gespräch zwischen den Beiden, das hier nicht mitgetheilt zu werden braucht, das aber damit endigte, daß Margot in ihren Unterrock und ihre Pantoffel schlüpfte, ein Licht anzündete, einen Schlüssel herbeiholte und Marotte in eine Speisekammer führte, wo sich diese mit verschiedenen guten Bissen, wie z. B. einem gebratenen Huhn, etwas kalter Pastete, mehreren Schnitten Schinken, einer halben Mett=

wurst, einem Stück Torte, zwei Semmeln, drei Zwiebacken, nebst einigem Obst und einer halben Flasche Liqueur, alle Taschen vollstopfte. Darauf flüsterte sie noch der Kammerzofe etwas ins Ohr, worüber diese die größte Freude äußerte und sehr lachte.

„Du kannst mitgehen und an ihrer Thür horchen,“ meinte die Zwergin.

„Bei Gott, das thu' ich!“ lachte Margot.

„So komm denn!“

Gleich darauf befand sich Marotte wieder als grausiges Gespenst drapirt in dem Schlafgemach des Fräuleins de Chanteraine. Diese schien die ganze Zeit über sich nicht geregt und nicht gerührt zu haben; die spitze Nase ragte ganz wie vorhin aus den weichen Kissen hervor und entsendete noch immer jene angenehmen Flötentöne, die mit dem ziemlich lauten Ticktack einer großen, auf dem Kaminsims stehenden Stutzuhr wunderbar gut harmonirten.

Marotte hatte, nachdem sie eingetreten war, den Thürriegel wieder vorgeschoben. Sie näherte sich jetzt geräuschlos der Uhr und hielt den Pendel an. Das Ticken verstummte, das Schnarchen des Fräuleins kam aus dem Tact, schwankte einige Augenblicke wie rathlos hin und her und verstummte dann gleichfalls. Darauf erfolgte eine unruhige Bewegung im Bett, ein gedehntes Gähnen ließ sich vernehmen, und ein langer dürrer Arm streckte sich hinter dem Umhange hervor.

Marotte befand sich jetzt genau in der Mitte des Zimmers, das Licht der Lampe beschien sie von oben bis unten, es fiel hell und voll auf die dem Bette zugewendete Todtenlarve.

„Ermance Cölestine de Chanteraine,“ sprach das Gespenst mit hohler, klangloser Grabesstimme.

Das Fräulein fuhr hastig empor und zog den Umhang noch weiter zurück; dann aber entrang sich ein gellender Schrei ihrer Kehle, und mit weit aufgerissenen gläsernen Augen und an allen Gliedern heftig zitternd starrte sie auf die grauenhafte Erscheinung hin.

„Ermance Cölestine de Chanteraine, hörst du mich?“ fragte, ohne die todten Lippen zu bewegen, das Gespenst.

Die Zähne des Fräuleins schlugen hörbar aneinander.

„Gnade, Gnade!“ jammerte sie.

„Gnade,“ sprach die Erscheinung, „Gnade kann dir nur dann werden, wenn du dir die Verzeihung Derer erfleht, welche du so lange ungestraft beleidigt hast. Wird sie dir verweigert, dann mußt du sterben.“

Ein dumpfes Röcheln bezeugte, daß das Fräulein schon jetzt dem Sterben sehr nahe war.

„Wessen Verzeihung?“ ächzte sie.

„Frage dein Gewissen und vergiß nicht, daß selbst ein Hund die ihm angethane Kränkung tief empfindet. Es ist der Geist deiner Großmutter, der dich heute zum ersten Mal warnt.“

Der Geist nickte dreimal mit dem Kopfe, zeigte mit der Hand auf die Uhr und verschwand. Das Fräulein stöhnte laut auf und sank wie entseelt auf die Kissen zurück.

Die nächtliche Wanderung Marottens naht sich ihrem Ende. Unsere kleine Freundin wird es uns aber verzeihen, daß wir sie nicht bis in die abscheuliche Nummer Zwölf begleiten, sondern ihr schon jetzt gute Nacht sagen. Beiläufig sei hier nur noch bemerkt, daß sie dem alten Troll, als sie durch den Zwinger ging, eine Semmel offerirte, die er mit Dank annahm, und daß sie, um wieder in das oft erwähnte Luftloch hineinzukommen, sich der Leiter bediente, die an der Mauer des Zwingers angelehnt war und sich besser bewährte als jene, die am Abend vorher unter der Last des Ritters Florian in ihre einzelnen Bestandtheile zerfiel.

Als Marotte in das Luftloch hineingekrochen war, versetzte sie mit dem Fuß der Leiter einen Stoß, der dieselbe mitten in den Zwinger zurückschleuderte. Der Bärenwärter aber, der sie am folgenden Morgen dort liegen sah, grübelte den ganzen Tag vergeblich darüber nach, wie in aller Welt es Troll angefangen habe, die Leiter dorthin zu schleppen. „Der alte Bursche steht offenbar mit dem Teufel im Bunde“, war der Schluß, zu welchem der Mann gegen Abend gelangte.

Zehntes Kapitel.

Der Ritter Florian fängt sich in seinem eigenen Netze. Die Geschichte nimmt einen tragischen Schwung.

Als Marotte gegen ihre Herrin die Ueberzeugung aussprach, daß der Ritter Florian von dem Geheimniß, das ihm, wie sie annahm, ein bloßer Zufall enthüllt hatte, keinen unedlen Gebrauch machen werde, traute sie ihm immer noch mehr echten Rittersinn zu, als er besaß. Wir verließen Florian, als er den in der Rennbahn erbeuteten Brief gelesen und nun die heftigsten Verwünschungen gegen Bruno ausstieß, der sich so ganz unerwarteter Weise als ein gefährlicher Nebenbuhler entpuppt hatte. Wie sollte er sich seiner entledigen? Durch List oder durch offenen Kampf? Im Kampfe konnte sein Gegner Sieger bleiben, und Florian neigte mehr der List zu. Es kam ihm ein heller Gedanke: „Amina liebt diesen Menschen und wähnt sich von ihm geliebt, man müßte blind sein, sähe man es nicht. Diese Südländerinnen sind alle von feuriger, eifersüchtiger, rachgieriger Gemüthsart, und wahrlich, in Aminen verleugnet sich das

halb italienische, halb arabische Blut nicht. Könnte ich ihr den Glauben beibringen, daß er ihre Maske durchschaut und von Anfang an sein Spiel mit ihr getrieben habe — o, sie wäre zu Allem fähig. — Ja, ja, so wird's gehen: die Rachgier Aminens soll die tödtliche Waffe sein, die mich von meinem Nebenbuhler befreit."

Florian's Beschluß stand fest, und er schritt sogleich zur Ausführung. Es war die Stunde, da Angelo Catto in seiner Eigenschaft als Hausarzt dem Herzog den täglichen Besuch abstattete; ein Begegnen mit dem alten Manne in dessen Wohnung war also nicht zu fürchten. Florian begab sich dahin.

„Könnte ich wohl Eure junge Herrin sprechen, Margarita?" fragte er die alte kaffeebraune Spanierin, die bei dem Arzt als Haushälterin diente.

Margarita, die heute nicht besonders gut aufgelegt schien, zeigte statt aller Antwort mit der welken Hand nach oben. Florian verstand den Wink und sprang schnell die Treppe hinauf, die zu einer Art von Dachstube führte, in welcher der alte Mann sein geheimnißvolles Wesen trieb. Es war dies ein seltsam ausgestatteter Raum, halb Sternwarte, halb Laboratorium, an dessen Decke eine runde Oeffnung angebracht war, die als Fenster diente und durch welche der Astrolog den Himmel betrachten konnte. An den Wänden, die mit egyptischen Hieroglyphen, cabalistischen Symbolen und Sternbildern bedeckt waren,

sah man hie und da auf breiten Börtern alte Bücher und eine Unmasse von kleinen und großen Gläsern, Flaschen, Schachteln und Bündeln von getrockneten Kräutern, während auf und neben einem großen Herde in wilder Unordnung Tiegel, Retorten und andere chemische Geräthschaften umherlagen.

Wer die schöne Amina nie anders als in ihrem Pagenanzuge gesehen, gewiß, er hätte in dem einfach aber geschmackvoll gekleideten Mädchen, das im Laboratorium des Angelo Catto über einen dicken Folianten hingebeugt saß, eine ihm völlig fremde Person vermuthet, so außerordentlich wirkte die mit ihr vorgegangene Verwandlung. War denn Amina über Nacht gewachsen? Oder machte das dunkelfarbige, in bauschigen Falten bis auf den Fußboden herabwallende Kleid, daß sie so groß und schlank erschien? Ein schwarzes Mieder mit Zacken an den Schultern schloß sich an eine Taille, die man mit zwei Händen hätte umspannen können, während es zugleich die vollen, schwellenden Formen einer Büste von unvergleichlicher Schönheit aufs vortheilhafteste hervorhob. Nichts aber erinnerte noch an den Pagen Antonio, als nur die etwas kurz geschnittenen Locken, die sich übrigens fast ganz unter einem sehr kleidsamen Kopfputze von breiten, schwarz und roth gestreiften Bändern, halb Haube, halb Turban, verbargen.

Doch auch noch eine andere Umwandlung war mit

Aminen vorgegangen, die selbst den Ritter Florian stutzig machte; es lag ein Zug von Schwermuth auf ihrem schönen Antlitz, der ihm an ihr so fremd war, wie die Würde in Haltung und Benehmen, mit welcher sie ihm entgegentrat.

„Sollte sie schon etwas erfahren haben?“ fragte er sich. „Nun, um so besser,“ dachte er und lenkte sofort ohne Umschweife auf sein Thema ein. Das vertrauliche Du aber, mit welchem er immer den Wildfang Antonio angeredet hatte, wollte ihm nicht über die Lippen gehen, und zum ersten Mal bediente er sich gegen sie der respectvolleren Formel: „Mein Fräulein“.

„Das Eigenthümliche der Verhältnisse, in welchen wir hier Alle leben, möge mir als Entschuldigung dienen, Fräulein Amina, wenn ich die Ordnung der Dinge umkehre und da, wo die Ritterpflicht gebietet, Trost und Hülfe zu spenden, für mich selbst Beides suche,“ sprach er nach kurzer Begrüßung.

„Wie könnte ich Ihnen Trost und Hülfe spenden, Herr v. Ravenstein?“ fragte Amina ein wenig kalt und zurückhaltend.

„Nur Sie ganz allein vermögen es, und Niemand sonst.“

Amina sah ihn fragend an; er fuhr fort:

„Sie kennen meine Lage, Sie wissen, auf welch hohes Ziel alle meine Wünsche und Hoffnungen seit

Jahren gerichtet waren und, selbst Ihren entmuthigenden Zweifeln zum Trotz, noch immer gerichtet sind. Ich erwarte nicht, daß Sie heute anders denken als vor einigen Wochen, doch auch, wenn Sie noch zu dieser Stunde überzeugt sein sollten, daß ich nach ganz Unerreichbarem strebe, so werden Sie mir darum Ihren Rath und Ihren Beistand nicht vorenthalten, denn jetzt, mein Fräulein, handelt es sich für mich nicht blos darum, mir ein Glück zu erringen, sondern zugleich und in erster Reihe darum, von der Prinzeß Maria ein Unglück abzuwenden, und hiezu, das weiß ich, werden Sie bereitwillig die Hand bieten."

„Von welchem Unglück ist die Prinzeß bedroht?" fragte Amina erregt.

„Ein Unwürdiger hat es verstanden, sich in ihre Gunst einzuschleichen, indem er Mittel in Anwendung brachte, die so wenig ehrenvoll sind, wie es der Charakter der Mittelsperson ist, deren Dienste er sich erkaufte. Ein Unwürdiger, sage ich, that dies, denn während er es that, scheute er sich nicht, auch nach einer anderen Seite hin sein verrätherisches Spiel ...."

„Reden Sie aus, Herr v. Ravenstein."

„Ich fürchte, schon zu viel gesagt zu haben."

„Reden Sie aus," wiederholte Amina mit Nachdruck.

Florian schwieg aber, als sei er unschlüssig, ob und wie er der Aufforderung Folge leisten solle; erst nach einer längeren Pause hub er wieder an:

„Beantworten Sie mir erst eine Frage, mein Fräulein. Haben Sie sich nie gesagt, daß die Rolle, die zu spielen man Sie nöthigte, eine Ihrer unwürdige war? Haben Sie nie gefürchtet, daß sie auch eine gefahrvolle werden könnte?“

„Wollen Sie damit andeuten, daß er — daß man errathen habe ....“

„Glaubten Sie denn wirklich selbst an die Möglichkeit einer so groben Täuschung, Fräulein Amina? Hielten Sie ihn für so kurzsichtig? Und dachten Sie nie daran, was nothwendig erfolgen müsse, wenn er hinter dem falschen Schein die Wahrheit entdecke? — Doch freilich, was wußten Sie, ein in fast klösterlicher Zurückgezogenheit aufgewachsenes und noch ganz unerfahrenes Kind, von dem verlockenden Reiz, den einem jungen Manne die Maskenfreiheit gewährt? Weil Sie so arglos den Pagen Antonio spielten, hielten Sie auch ihn für arglos, während er doch, weil hier mit Gewalt zurückgehalten und der tödtlichsten Langweile preisgegeben, gierig nach jeder Zerstreuung haschte, die sich ihm darbot. Was aber konnte ihm willkommener sein, die langsam dahinschleichenden Stunden auszufüllen, als der vertrauliche Umgang mit einem schönen, jungen Mädchen, das — — doch genug, ich kränke Ihr Zartgefühl, Fräulein Amina, und thue dem meinigen Zwang an, indem ich Ihnen über Unzuträglichkeiten die Augen öffne, die Ihnen besser für immer

verborgen geblieben wären. — Aber, mein Gott, was ist Ihnen, Amina? — Warum wenden Sie sich ab? — Zürnen Sie mir? — Nun, auf Ehre, ich wollte Sie nicht beleidigen, dachte auch nicht, Sie zu betrüben, denn offen gestanden, ich war der Meinung, daß Sie das leichtfertige Spiel, das sich der Graf mit Ihnen erlaubt, bereits durchschaut haben müßten."

Was sich, während Florian sprach, in Aminens Herzen regte, war nicht, wie er annahm, ein Gefühl des Zornes und der Eifersucht, sondern vielmehr eine freudige Empfindung, die ihr das Blut in die Wangen trieb und ihr gebot, sich seinen forschenden Blicken zu entziehen. Doch wie, wird man fragen, konnten denn Florian's Worte eine seinen Zwecken so durchaus entgegengesetzte Wirkung üben? Die Antwort hierauf läßt sich kurz so fassen: Der Gedanke, daß Bruno ihre Vermummung durchschaut, war ihr nicht neu, und es hatte sich ein zweiter Gedanke daran gereiht: er liebt dich. Und jetzt, da ein Anderer ihr bestätigte, was ihr so oft wie beglückende Ahnung durch die Seele gegangen, jetzt achtete sie nicht der offenbar bösen Absicht, die jener damit verband; o nein, denn ihre lebhafte Einbildungskraft versetzte sie schnell zurück zu den heimlichen Plätzen im Schloßgarten, wo an Bruno's Seite die ersten süßen Liebesschauer ihr junges, warmes Herz durchbebt hatten. Sie gedachte des Abends, da er sich unbemerkt zu ihr geschlichen und seinen

Arm um ihre Taille geschlungen, sie mit bewegter Stimme fragend, warum sie traurig sei. Und es war ihr, als höre sie wieder die leise, vibrirende Stimme und die beseligenden Trostesworte, welche ihr derselbe ins Ohr flüsterte: wie sie ja in überreichem Maße alle jene Zaubermittel besitze, welche die Sinne berauschen und das Herz gefangen nehmen, und wie sie, statt zu befürchten, daß ihre Liebe unerwiedert bleiben könnte, sich vielmehr hüten möge, daß die Gluth, die sie anfache, nicht gar zu gewaltig auflodere und ihr Opfer verzehre.

Arme Amina, sie hatte in dem Augenblick, da jene Worte tief in ihre Seele drangen, vergessen, daß sie an den Pagen Antonio gerichtet wurden, und sie hatte ja keine Ahnung davon, daß dieselben nur von dem Drange eingegeben waren, der jedem Liebenden innewohnt, die Zärtlichkeit seines Herzens über alles Lebende und Todte ausströmen zu lassen, womit er in Berührung kommt.

Ja, Amina hatte sich von Bruno erkannt und geliebt gewähnt und, seien wir gerecht, auch nur so konnte sie sich sein Benehmen erklären. Ihr kurzer Glückstraum war übrigens, wie wir gesehen haben, nicht ohne vielfache Störungen gewesen, doch diese wurden eigentlich nur durch Marotten herbeigeführt, die, wie Amina aus guten Gründen annahm, darauf ausging, Bruno zu der Prinzeß Maria in Beziehung zu bringen. Marotte war es auch,

von der Bruno das Bildniß der Prinzeß empfangen haben mußte, welches sie kürzlich in seiner Hand gesehen. Ein marterndes Gefühl von Eifersucht hatte sich ihrer bemächtigt, als sie ihn in den Anblick jenes Bildes so vertieft sah, und sie hatte seitdem furchtbar gelitten. Doch sie war wieder zur Ruhe gekommen, denn wie bedeutungslos erschien nicht bei näherer Erwägung jener Umstand? Und was konnte sie nun gar Bruno zur Last legen? Höchstens doch nur, daß er ihr Marottens Ränke geheim gehalten. Aber mochte ihn hiezu nicht ein voreilig gegebenes Versprechen, vielleicht ein Gebot des Zartgefühls bestimmt haben? Nun sagte man ihr, er habe ein leichtfertiges Spiel mit ihr getrieben. Durfte sie das glauben? Nimmermehr — — es sei denn, daß man ihr bewiese, wie er mit Marotten unter Einer Decke gesteckt und selbst wirksam eingegriffen habe in die von ihr angezettelte Intrigue.

Dies Alles zuckte in schnellen Gedankenblitzen durch Aminens Seele, und kaum hatte Florian das letzte Wort gesprochen, da drängten sich auch schon die von der Entrüstung eingegebenen Worte auf ihre Lippen: „Das ist nicht wahr!“

Sie hatte sich ihm plötzlich wieder zugewendet, ihre Wangen waren mit einer lebhaften Glut übergossen, ihre feingeschnittenen Nasenflügel hoben sich, ihre dunklen Augen funkelten.

„Was ist nicht wahr?" fragte er, sie betroffen anstarrend.

„Er hat mich nicht hintergangen, sprach sie, „Marottens heimliche Streiche, auf die Sie anspielen, und die ich sehr wohl kenne, begründen keine Anklage gegen ihn."

„Fräulein Amina," sagte Florian in eindringlichem Tone, „ich bin gekommen, mit Ihnen über die Mittel zu berathen, eine drohende Gefahr von der Prinzeß abzuwenden. Dies ist aber nur dann möglich, wenn Sie die Gefahr ihrem ganzen Umfang nach kennen. Sie schenken meinen Worten keinen Glauben — sehr natürlich, denn ein so festes Vertrauen, wie das, welches Sie auf den Grafen Bruno setzen, läßt sich nur durch unwiderlegliche Thatsachen erschüttern. Nun gut, ich habe den Beweis seiner Schuld in Händen — verstehen Sie mich recht,. den Beweis, mein' ich, daß er Sie, daß er uns Alle hinterging, ja auch an dem Herzog, dessen Gast er von dem Augenblick an wurde, da er ihm sein Ehrenwort verpfändete, den schwärzesten Verrath übte. Nehmen Sie diesen Brief; ich bediene mich desselben ungern als Beleg für meine Anklage, doch bleibt mir keine Wahl, denn wo das Lebensglück der Prinzeß auf dem Spiele steht, müssen kleinliche Gewissenszweifel verstummen. Nehmen Sie den Brief, Fräulein Amina, und gestatten Sie mir, Sie, wenn Sie ihn gelesen haben, wieder aufzusuchen."

Jeder Blutstropfen schien aus Aminens Wangen gewichen zu sein, und ihre Hand zitterte heftig, als sie den Brief nahm. Es ist wohl kaum nöthig, zu bemerken, daß es der von Marotten an Bruno gerichtete Brief war, den sich Florian in der Stechbahn geholt hatte.

„Wo können wir uns wieder treffen?" fragte er.

„Nicht hier," war die mit bebender Stimme ertheilte Antwort, „erwarten Sie mich in einer Stunde in der alten Halle."

Florian verbeugte sich und ging. Ein triumphirendes Lächeln umspielte seinen Mund, als er das Laboratorium verließ. Amina aber sank auf einen Sessel nieder und mühte sich, alle ihre Kräfte zu sammeln für den Kampf, der — eine dunkle Vorempfindung sagte es ihr — jetzt beginnen werde.

Die alte Halle war ein großer, öder, wenig benützter Saal, in demjenigen Flügel des Schlosses gelegen, der mit dem alten Thurme in Verbindung stand. Hier wartete, noch lange bevor die von Aminen festgesetzte Frist verstrichen war, der Herr v. Ravenstein oder Ritter Florian, wie wir ihn aus alter Gewohnheit lieber nennen, voll Ungeduld auf das junge Mädchen.

„Daß sie unserem verliebten Pseudo-Prinzen für immer die Lust benehmen wird, mit der Zwergin im Bunde hier Ränke zu schmieden, o, davon bin ich überzeugt," sagte er, indem er unruhig hin und her ging,

für sich, „nur dürfte es nöthig werden, ihrem italienisch-arabischen Ungestüm einen Zaum anzulegen, damit wir nicht weiter fortgerissen werden, als gut und dienlich ist.“

Jetzt drehte sich eine der schweren eichenen Thüren in ihren Angeln, und Amina trat in die Halle.

Florian ging ihr rasch entgegen, blieb aber, als er sie aufmerksam betrachtet hatte, plötzlich stehen, eine so lähmende Gewalt übte auf ihn die starre Ruhe und eisige Kälte, die jetzt auf ihren Zügen lag. Mit einiger Verwirrung lud er sie ein, auf einem der hochlehnigen Sessel, die fast das ganze Ameublement der Halle ausmachten, Platz zu nehmen. Statt jedoch der Aufforderung Folge zu leisten, trat sie dicht an ihn heran, heftete ihre großen schwarzen Augen fest auf sein Antlitz und sprach mit einer Stimme, die ihm fremd und seltsam klang, aber zugleich ihm bis in die innerste Seele drang:

„Sie haben meinen Rath verlangt, Herr v. Ravenstein, hinsichtlich der Mittel, die zu ergreifen sein dürften, um die Prinzeß Maria vor weiteren Zudringlichkeiten des Grafen von Arnheim sicher zu stellen, und Sie zählten, wenn ich Sie recht verstanden habe, auf meine thätige Mitwirkung zur Erreichung dieses Zweckes. Ich will nicht fragen, wie Sie dazu kamen, in einer Angelegenheit, die zwar Sie unmittelbar und in sehr hohem Maße berührt, für mich aber ein nur geringes Interesse hat, meinen Beistand in Anspruch zu nehmen, oder, um mich

Ihrer eigenen Worte zu bedienen, die Ordnung der Dinge umzukehren und da Hülfe zu suchen, wo edle Rittersitte Ihnen nur gestattet, Hülfe zu leisten. Von welcher Art aber auch immer Ihre Voraussetzungen gewesen sein mögen, falsch und irrig waren dieselben jedenfalls, in so fern Sie daraus den Glauben herleiteten, in mir eine Verbündete sich gewinnen zu können. Ich weigere mich entschieden, Ihnen irgendwie behülflich zu sein."

Florian war nicht wenig erstaunt, statt der erwarteten Ausbrüche einer rasenden, zur raschen That drängenden Eifersucht diese eisigkalte Zurückweisung zu vernehmen. Er wußte nicht, was erwiedern, und brachte nach einigem Bedenken nur stotternd die Worte hervor:

„Ich kann mir nicht denken, welche Voraussetzungen Sie mir unterschieben, Fräulein Amina; nur von einer einzigen ließ ich mich leiten, und diese eine ist doch gewiß nicht falsch und irrig zu nennen, denn sie beruht durchaus nur auf Ihrer Hingebung und Freundschaft für die Prinzeß."

„Berufen Sie sich nicht auf meine Gefühle für die Prinzeß," war die stolze Antwort, „denn sonderbar wäre es, könnte ich mich durch dieselben bestimmen lassen, einen in seiner Liebesbewerbung nicht glücklichen Anbeter gegen seinen kühneren Nebenbuhler zu vertheidigen."

Florian biß sich auf die Lippe; er fühlte mit jeder

Secunde mehr das Demüthigende der Lage, in die er sich gebracht hatte. Statt sich aber durch eine geschickte Wendung wieder herauszuziehen, gab er sich vielmehr eine neue Blöße, indem er in einer Art von Verzweiflung ausrief:

„So sagen Sie mir doch wenigstens, Fräulein Amina, was Sie an meiner Stelle thun würden."

Amina maß ihn mit einem Blicke unsäglicher Geringschätzung.

„Wie, Herr Ritter," sagte sie in höhnendem Tone, „das verlangen Sie von einem jungen Mädchen zu hören, das noch gestern in Ihren Augen ein halbes Kind war? Doch es sei, ich will Ihnen sagen, was ich an Ihrer Stelle thäte."

Sie preßte, wie Sie es in Augenblicken heftiger Gemüthsbewegung zu thun pflegte, die Hand aufs Herz, und ein Beben durchfuhr ihre zarten Glieder. Dann aber sprach sie in ruhigem, festem Tone:

„Wenn ich ein Mann wäre und eine Dame liebte, so reich an Schönheit, Liebreiz und Tugend wie an Adel und Glücksgütern, und wenn ich Jahre lang alle meine Hoffnung und mein ganzes Streben daran gesetzt hätte, sie mir zu gewinnen, und ein Anderer käme dann, durch List und Trug sich in die Gunst jener Dame einzuschleichen und keck nach dem kostbaren Preise zu greifen, den meine Hand fast schon berührt, dann, Herr v. Raven-

stein, würde ich meinen letzten Blutstropfen wagen im Kampf für Liebe, Ehre, Reichthum und Macht, und ginge ich nicht unter in diesem männlichen Kampfe, dann, bei Gott dem Allmächtigen, müßte er sterben von meiner Hand!"

„Amina!" rief Florian, weit mehr noch erschüttert durch die furchtbare Energie in ihrem Wesen, als durch ihre Worte. Sein Erstaunen kannte keine Grenzen. War es denn auch wirklich Amina, die so zu ihm sprach? In der That nichts an ihr erinnerte mehr an das muthwillige Kind, mit welchem er sich so oft geneckt; es war ihm fast, als sehe er wie halb im Traume eine jener nordischen Schildjungfrauen vor sich, die im Schlachtengetümmel voranstürmten, auf Odin's Geheiß die Streiter zum Siege zu führen.

„Sie haben Jahre lang scherzweise den stolzen Titel eines Ritters geführt, Herr v. Ravenstein," fuhr Amina mit flammenden Blicken fort, „im Scheinkampf, mit stumpfen Waffen übten Sie und ihre Freunde alle Reiter- und Fechterkünste des Ritterthums; ei nun, machen Sie sich die erlangte Fertigkeit zu Nutze, und wandeln Sie in den Ernst des Mannes um, was lange genug ein knabenhaftes Spiel war; werfen Sie Ihrem ränkevollen Nebenbuhler den Handschuh vor die Füße, und fordern Sie ihn zum Kampfe auf Leben und Tod, mit Schwert und Lanze, zu Fuß und zu Pferde nach alter Rittersitte."

„Und Sie glauben, daß der Graf Bruno eine solche Herausforderung annehmen würde?“ stammelte Florian ganz verwirrt.

„Hat er nicht an Ihren Uebungen Theil genommen? Hat er darin nicht eine ebenso große Fertigkeit erlangt, wie Sie?“

Daß dies Letztere keineswegs der Fall war, wußte Niemand besser als Florian; doch eben aus diesem Wissen schöpfte er den fehlenden Muth.

„Allerdings, es läßt sich nicht leugnen,“ räumte er ein.

„Und hat der Graf sich nicht in bindendster Weise verpflichtet, sich während seines Hierseins der Sitte zu fügen, der wir Alle unterworfen sind?“

„Gewiß, gewiß; o, er wird das nicht bestreiten können,“ rief Florian eifrig.

„So zaudern Sie nicht, Herr v. Ravenstein, wenn Sie für einen Mann gelten und sich eines so hohen Kampfpreises würdig zeigen wollen.“

Amina reichte dem Ritter Florian den Brief, den er ihr vorhin gegeben, wendete sich dann von ihm ab und schritt langsam aus dem Zimmer. Er sah ihr voll Verwunderung nach.

„Das ist anders ausgefallen, als ich mir gedacht,“ sagte er, nachdem er sich etwas gesammelt hatte, für sich, „statt in ihrer Eifersucht die blinde Wuth des Herzogs

auf den verwegenen Anbeter seiner Tochter zu lenken, oder sich durch ein anderes ebenso desperates Mittel zu rächen, spornt sie mich an — — doch das wunderbare Mädchen hat Recht, wenn Bruno tollkühn genug wäre, eine solche Herausforderung anzunehmen — und entspräche dies nicht ganz seinem phantastischen Wesen? — dann freilich würde ich schnell und sicher zum Ziele kommen, denn, beim Himmel, mit heilen Gliedern, wenn überhaupt lebend, dürfte er schwerlich die Schranken verlassen. Schnell also einen Boten an Balduin und Percival geschickt; sie sind meine Freunde und zum Besten eifersüchtig auf diesen Adonis!"

Elftes Kapitel.

Der Ritter von der Hetzpeitsche als Cartellträger.

Der Ritter Florian zauderte nach dem im vorigen Kapitel angeführten Gespräche mit Aminen nicht, einen reitenden Boten an diejenigen seiner Freunde abzufertigen, auf deren Gefälligkeit er am sichersten rechnen durfte, weil sie, wie er wußte, einen geheimen Groll gegen Bruno

hegten. Sobald er dieses Geschäft besorgt hatte, stattete er dem Letzteren auf dessen Zimmer einen Besuch ab.

Dies war an sich nichts Ungewöhnliches, denn wenngleich die Zuneigung der beiden jungen Männer für einander nie eine besonders warme gewesen, so hatten sie doch einen ziemlich vertraulichen und durchaus zwanglosen Wechselverkehr unterhalten und wenigstens den äußeren Schein guter Kameradschaft gewahrt. Bei ihrem heutigen Begegnen nahmen sie jedoch mit unverkennbarer Absichtlichkeit jene streng ceremoniöse Höflichkeit wieder auf, die sie längst als lästig und lächerlich bei Seite gesetzt hatten, und Florian hätte sich vor einem wirklichen Prinzen nicht tiefer verbeugen können, als er es bei dieser Gelegenheit that. Auf die Frage Bruno's, welch glücklichem Zufalle er das Vergnügen verdanke, den Ritter bei sich zu sehen, entgegnete er:

„Ob der Zufall, der mich zu Euch führt, durchlauchtigster Prinz, ein glücklicher zu nennen ist, will ich Eurem Ermessen anheimstellen; ein sehr sonderbarer aber ist er jedenfalls, ja fast will es mich bedünken, als müsse ein wenig Zauberei und Hexenunfug dabei im Spiele sein?"

„Ihr beliebt meine Neugierde aufs höchste zu spannen, Herr Ritter."

„Es war eben nothwendig, mein Prinz, durch die Berufung auf den absonderlichen Spuk, der uns hier

umgaukelt, von vorn herein einer etwaigen falschen Annahme zu begegnen. Ich kann mich jetzt um so kürzer fassen. Dieser Brief, der, wie der Inhalt zeigt, für Eure Hände bestimmt sein muß, gerieth gestern Abend in die meinigen, und zwar unter Umständen, die mich glauben machten, er sei an mich gerichtet."

In dem Herzen des jungen Grafen paarte sich mit der peinlichsten Verwirrung ein heftig aufwallender Zorn, als er seine Vermuthung über die Art und Weise bestätigt sah, in welcher der Brief, der sicherlich seine Beziehung zu der Prinzeß enthüllte, verschwunden war. Kaum vermochte er seine Erregung zu bemeistern, als er den Brief aus Florian's Hand entgegennahm.

„Das zarte Geheimniß, welches durch einen so seltsamen Zufall zu meiner Kenntniß kam, werde ich — kaum brauche ich es wohl zu sagen — sorgsam bewahren," fügte Florian mit einem ironischen Lächeln hinzu, als Bruno schweigend den geöffneten Brief durchflog.

„Euer Zartgefühl hielt Euch also nicht ab, den Brief zu lesen, Herr Ritter?" fragte Bruno spitzig.

„Mein Zartgefühl kam dabei wenig in Frage, Durchlaucht," versetzte Florian, „denn, als ich den Irrthum gewahr wurde, hatte ich bereits den Anfang gelesen, und dieser war zu anziehend, als daß ich die begonnene Lectüre nicht hätte fortsetzen sollen."

„In der That, Herr Ritter," sagte Bruno, der Mühe

hatte, noch länger an sich zu halten, „Eure Offenheit läßt kaum noch etwas zu wünschen übrig. Indeß würdet Ihr derselben die Krone aufsetzen und mich zum wärmsten Danke verpflichten, wenn Ihr mir nun auch sagen wolltet, wie Ihr zu dem Briefe kamt.“

„Was ich darüber weiß, theile ich Euch herzlich gerne mit, Durchlaucht. Ich war gestern Abend auf die Stechbahn gegangen, um ein Portefeuille zu suchen, welches ich dort verloren haben mußte. Nur ganz dicht an der Barrière konnte dasselbe liegen, und hier tastete ich daher, indem ich langsamen Schrittes mehr kroch als ging, mit der Hand auf dem Boden umher.“

„Und fandet das Gesuchte?“

„Allerdings, mein Prinz, aber, als ich eben danach greifen wollte, schwirrte etwas durch die Luft und traf im Niederfallen ziemlich unsanft meinen Fuß. Ich hob nun auch dieses Etwas auf; es war ein Pfeil mit einem daran befestigten Briefe.“

„Ihr sagtet vorhin, Herr Ritter, daß der Brief unter Umständen in Eure Hände gerieth, die Euch glauben machen mußten, er sei an Euch gerichtet.“

„So sagte ich, Durchlaucht, und ich widerhole es. Denn obgleich ich über die ganz neue Art von Briefbeförderung im höchsten Grade erstaunt war, so konnte ich doch unmöglich ahnen, daß außer mir noch ein Anderer sich auf der Stechbahn befinde, und daß dieser Andere hier auf

einen Brief warte, der seinen Weg durch die Lüfte zu machen habe. Es war also wohl sehr verzeihlich, daß ich mich selbst für den Adressaten hielt."

„Euer Irrthum hätte sich indeß aufgeklärt, edler Ritter, wenn Ihr Euch nicht so gar eiligst mittelst eines überaus behenden Sprunges über die Barrière entfernt hättet."

„Wenn ich den Rückweg zum Schlosse durch einen Sprung über die Barrière abzukürzen wünschte, Durchlaucht, so stand solches, sollt' ich denken, ganz in meinem Belieben, und es ist dies ein Punkt, über welchen ich Euch die nähere Erklärung verweigern muß."

„Die zu geben Euch überdies schwer fallen dürfte, weil, wie ich annehme, gerade hiebei die Hexerei wirksam war, von welcher Ihr vorhin spracht. Wahrhaftig, die Schnelligkeit Eures Verschwindens mahnte sehr an ein wohlgelungenes Kunststückchen eines Zauberers, und es war mir dabei zu Muthe, als habe ich ein Wunder geschaut."

„Lassen wir diese Scherze und kommen wir zu Ende," rief Florian, von seinem Zorne hingerissen. „Sie haben den kecken Versuch gemacht, Herr Graf, mit der erlauchten Tochter dieses Hauses sich in Correspondenz zu setzen. Mit welcher Aussicht auf Erfolg dies geschah, vermag mein beschränkter Verstand nicht zu fassen. Um so klarer aber leuchtet mir das Ungeziemende und Tadelnswerthe eines solchen Schrittes ein, und ...."

„Das Ungeziemende und Tadelnswerthe eines Schrittes, den Sie, wie ich weiß, doch selber nicht scheuten!“ fiel ihm Bruno lebhaft in die Rede.

„Sie sind gut unterrichtet.“

„Es ist mir lieb, daß Sie dies einräumen, mein Herr.“

„Indeß, Herr Graf, muß ich Sie auf einen sehr wesentlichen Unterschied aufmerksam machen, der zwischen uns Beiden besteht. Es ist meine Cousine, die Gespielin meiner Kindheit, an die ich schrieb, und geschah es auch diesmal gegen das Verbot des Herzogs, so habe ich solches doch nur ihm gegenüber zu verantworten. Immerhin aber räumt mir die Stellung, welche ich in seinem Hause und seinem Familienkreise einnehme, ein nicht anzufechtendes Recht ein, von welchem ich gegen Sie, wie gegen jeden Anderen Gebrauch machen werde. Und kraft dieses Rechts erlaube ich mir, Sie über ein Betragen zur Rede zu stellen, das sich doch wohl schwerlich mit dem meinem Onkel verpfändeten Ehrenworte in Einklang bringen läßt, mir aber jedenfalls mißfällig ist.“

„Mein Herr,“ entgegnete Bruno, „das Recht, auf welches Sie sich berufen, kann ich so wenig als unanfechtbar gelten lassen, als ich gewillt bin, mich Ihrem Richterspruch in Sachen der Ehre zu unterwerfen. Es wäre mithin unnütz, diese Discussion noch länger fortzusetzen.“

„Ehe wir dieselbe beendigen, Herr Graf, möchte ich die Ueberzeugung gewinnen, daß Sie mich auch ganz verstanden haben. In klaren Worten also: ich halte Ihr Benehmen in diesem Hause für ein unehrenhaftes und behaupte Ihnen zum Trotz mein Recht, Sie zur Verantwortung zu ziehen. Habe ich jetzt mich deutlich genug ausgedrückt?“

„O gewiß, Herr v. Ravenstein, Sie wollen sich mit mir duelliren, und erwarten, daß ich Ihre Herausforderung annehme.“

„Ich habe lediglich keinen Grund, Ihren Muth in Zweifel zu ziehen.“

„Die gute Meinung, welche Sie in diesem Punkte von mir hegen, soll sicher nicht getäuscht werden.“

„So werde ich mir denn erlauben, Herr Graf, einen meiner Freunde zu Ihnen zu schicken.“

„Je eher sich Ihr Freund bei mir einfindet, Herr v. Ravenstein, desto willkommener wird er mir sein.“

Mit ziemlich steifen Verbeugungen schieden die Beiden von einander.

Als Bruno allein war, setzte er sich an den in seinem Zimmer befindlichen eichenen Tisch und begann zu schreiben. Er war aber noch nicht lange in dieser Weise beschäftigt gewesen, als sich der Ritter Balduin v. Etampes, oder der Ritter von der Hetzpeitsche, wie ihn seine Kameraden getauft hatten, bei ihm einfand.

„Durchlaucht,“ begann der Ritter, nachdem er sich auf den Sessel niedergelassen, welchen ihm Bruno angeboten hatte, „ich bin hiehergekommen im Auftrage meines Freundes, des Ritters Florian; ohne Zweifel genügt dies, um Euch den Zweck meines Besuches klar zu machen.“

Bruno beantwortete die feierliche Anrede mit einer bejahenden Verbeugung.

„So will ich mich denn möglichst kurz fassen,“ fuhr der Ritter Balduin fort. „Es hat zwischen Euch und meinem Freunde ein Wortwechsel stattgefunden, dessen Gegenstand aus Gründen, die Ihr nicht weniger achten werdet als er, wohl am besten für immer unerwähnt bleiben dürfte. Es ist nun sein Wunsch, daß der Sache ihr regelmäßiger Lauf gelassen werde, und demgemäß ersucht er Euer Durchlaucht, Tag und Stunde des Zweikampfes zu bestimmen. Als dem Geforderten steht Euch auch noch selbstverständlich die Wahl der Waffen zu.“

„Es ist dies letztere ein Vorrecht, dessen ich mich gern begebe, Herr Ritter,“ erklärte Bruno höflich.

„Nun, in der That, es freut mich, dies zu vernehmen,“ sprach der Ritter von der Hetzpeitsche, „denn allerdings machen die Umstände eine gewisse Beschränkung in dieser Hinsicht fast zur Nothwendigkeit. Es will mich nämlich bedünken, als seien wir Ehren halber verbunden, in dem vorliegenden Falle so gut wie in jedem anderen uns der hier auf St. Hubert eingeführten Sitte anzu-

bequemen. Eine Abweichung davon wäre sicherlich ein Dementi, uns selbst und dem Manne gegeben, dessen Gastfreundschaft wir bisher unter zwar höchst seltsamen, jedoch feierlichst acceptirten Bedingungen genossen."

Bruno starrte den Ritter von der Hetzpeitsche voll Erstaunen an.

„Ich weiß nicht, ob ich Euch recht verstanden habe," sagte er, „wäre es wirklich auf einen Kampf mit Schwert und Lanze abgesehen?"

„Euer Durchlaucht haben auf der Stechbahn so glänzende Proben Dero Gewandtheit und Stärke abgelegt, daß Ihr gegen Keinen von uns im Nachtheile sein würdet."

Einen Augenblick war Bruno in Versuchung, dem Ritter von der Hetzpeitsche rund heraus zu erklären, daß er sein Benehmen, sowie das des Freundes, in dessen Auftrage er handle, als ein bübisches und niederträchtiges betrachte. Doch der Gedanke an die bloße Möglichkeit, daß sein Muth, wenn auch nur von Solchen, die er verachte, in Zweifel gezogen werden könnte, band ihm die Zunge. Zudem sagte es seiner mannhaften und verwegenen Gemüthsart weit besser zu, der Kraft seines Armes vertrauend, hoch zu Roß und mit eingelegter Lanze auf seinen Gegner loszustürmen, als diesem aus ängstlich abgemessener Entfernung die tödtliche Kugel zuzusenden. War in dem vorgeschlagenen Kampfe Florian ihm weit

überlegen, so wäre er, Bruno, vielleicht bei jeder anderen Kampfweise im Vortheil gewesen; er erwiederte daher in kaltem, stolzem Tone, daß er einen Zeugen sich wählen wolle, mit welchem der Ritter Balduin alle Einzelheiten nach Belieben feststellen möge.

„Falls Euch als Zeuge der Ritter Percival v. Rosembos genehm wäre,“ sagte der Ritter von der Hetzpeitsche, „er befindet sich zufällig gerade jetzt auf dem Schlosse . . .“

„Er ist mir so lieb wie ein Anderer.“

„Alsdann werde ich ihn ersuchen, sich bei Euch einzufinden, mein Prinz.“

„Sehr verbunden, und da ich keinen Grund habe, zu bezweifeln, daß mein Zeuge von der ganz gleichen hochsinnigen und echt ritterlichen Gesinnung durchdrungen ist, die Euch beseelt, so hoffe ich, daß das zu treffende Arrangement nur wenig Schwierigkeiten bieten wird.“

Der Ritter von der Hetzpeitsche verschluckte die Pille und empfahl sich dem jungen Grafen.

Zwölftes Kapitel.

Ein Kampf auf Leben und Tod.

Der Tag, an welchem sich das in den vorhergehenden Kapiteln Erzählte begab, neigte sich seinem Ende zu, und ein goldiger Saum umstrahlte die zarten Wolkengebilde am westlichen Horizont, hinter denen die Sonne soeben herabgesunken war.

Amina hatte, seit sie nach der Besprechung mit dem Ritter Florian in die Wohnung ihres Vaters zurückgekehrt war, diese nicht mehr verlassen. Auch war seit jener Stunde die starre, eisige Ruhe nicht wieder von ihr gewichen, welche mit ihrem früheren lebhaften Wesen so seltsam unheimlich contrastirte und daher auch den Ritter Florian mit fast an Entsetzen grenzendem Staunen erfüllt hatte. Schweigend, regungslos, ohne Speise noch Trank zu sich zu nehmen, einer Bildsäule gleich saß sie in einem halbdunklen Winkel des großen, düsteren Laboratoriums, die Bemerkungen öfters überhörend, die ihr zerstreuter Vater an sie richtete. Nur einmal, als er unwillig die Frage wiederholte, warum sie, seinem ausdrücklichen Ver-

bote zuwider, heute ihre weibliche Kleidung trage, hob sie schnell das Haupt und erklärte ihm in festem Tone, daß die Mummerei für immer ein Ende habe.

„Sie leidet an Hemikrania," murmelte der Arzt mit besorgter Miene vor sich hin, „muß ein kräftiges Remedium anwenden, damit das Uebel nicht chronisch werde."

Die „Hemikrania" hatte denn auch bei der Prinzeß als Entschuldigung dienen müssen, daß Amina an diesem Tage nicht zu den gewöhnlichen Stunden sich bei ihr einfinden könne.

Am Nachmittag entfernte sich der alte Angelo Catto und ließ Amina allein im Laboratorium. Man hätte denken können, sie sei eingeschlummert, so regungslos saß sie da, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, die gefalteten Hände in dem Schoße ruhend.

Da trat die alte spanische Dienerin, Aminens ehemalige Amme, in das Gemach und näherte sich rasch ihrer Herrin.

„Noch immer so traurig?" fragte sie, sich zu dieser niederbeugend, mit großer Zärtlichkeit.

Amina stieß die braune, runzelige Hand, welche sich sanft auf ihren Kopf gelegt, von sich und sagte in herbem Tone:

„Es ist nichts, Margarita, nur ein wenig — Hemikrania."

„Hemi-Unsinn, Kind, als ob ich nicht schon längst

die Ursache deines Kummers errathen hätte! Bin ich ja doch auch jung gewesen und habe Aehnliches empfunden — o, das vergißt sich nicht. Doch sei guten Muthes, mein Augapfel, denn wenn nicht Alles trügt, bringe ich dir Balsam für deine Herzenswunde."

„Den gibt es nirgends in der ganzen weiten Welt, Margarita."

„Auch nicht bei dem hübschen jungen Manne, den sie hier den Prinzen nennen, vermuthlich, weil er so gar stattlich und vornehm aussieht? — Ei, ei, nun bekommst du plötzlich wieder Leben, mein Täubchen — und wie roth du wirst! — Ei, ei, so hat also doch die alte Margarita, gegen die man so schweigsam und verschlossen war, richtig gerathen. — Nun, ich will deine Neugierde nicht länger spannen; da, nimm dies, es kommt von ihm. Roland brachte es soeben für dich, und er that so wichtig und hatte es so eilig, als stehe das Wohl der Welt auf dem Spiele."

Amina schenkte den letzten Worten der Alten keine Aufmerksamkeit mehr, mit Blitzesschnelle hatte sie dieser ein kleines Packet aus der Hand gerissen und war damit bis in die Mitte des großen Raumes geeilt, wo das von oben einfallende Licht noch eine ziemliche Helle verbreitete. Während sie hastig die äußere Umhüllung des Packets entfernte, verließ Margarita das Gemach mit einem äußerst zufriedenen Lächeln und indem sie leise vor sich hinmurmelte:

„Die heilige Jungfrau sei gepriesen; sie hat meine heißen Gebete erhört.“

Das Packet, welches Amina in möglichster Schnelle geöffnet hatte, enthielt ein offenes Billet, einen versiegelten Brief und einen in Papier eingeschlossenen, gleichfalls versiegelten Gegenstand von der Größe eines Thalerstückes. Amina überflog das Billet. Dasselbe lautete:

„Mein lieber Antonio!

Zwar beginnt für dich kaum das erste Jünglingsalter, doch deine Einsicht und dein Muth sind deinen Jahren weit vorausgeeilt, und wahrlich, ich wüßte auf St. Hubert keinen Mann, dem ich in einer ernsten Sache mein Vertrauen lieber schenken möchte, als dir. Ich habe nur über Minuten zu verfügen und muß mich kurz fassen. Also höre: Zu der Stunde, da du diese Zeilen liesest, habe ich ein Abenteuer zu bestehen, das möglicherweise mein letztes sein dürfte auf diesem wunderschönen und lieblichen Planeten. Es drängt sich mir daher die Pflicht auf, meine planetarischen Angelegenheiten zu ordnen; doch zum Glück sind deren nicht viele, und du würdest als Vollstrecker meines letzten Willens leichte Arbeit haben. Den einliegenden Brief an meinen Vater übergib zur weiteren Besorgung Marotten, und auch das versiegelte Päckchen lege in ihre Hand. Ob sie deine Neugierde befriedigen und dir sagen wird, was es enthält — ich weiß es nicht. Daß ich dir nicht längst Alles enthüllte, lag an Umständen,

denen ich mich fügen mußte, so sehr es mich auch drängte, mein Geheimniß deiner treuen Brust anzuvertrauen und dafür ein anderes einzutauschen, das ich dort schon gleich Anfangs vermuthet habe. Sollte es so kommen, wie wir nicht hoffen wollen, so sei dir, mein hübscher und liebenswürdiger Antonio, hiemit ein herzliches Lebewohl gesagt. Gestatte auch einem scheidenden Freunde, dir einen wohlgemeinten Rath zu geben: eigne dir mehr Selbstvertrauen an und nimm dir die kleinen Zwischenfälle, die von jedem Liebeshandel unzertrennlich sind, nicht, wie es in der letzten Zeit wohl geschah, zu sehr zu Herzen. Noch Manches hätte ich dir zu sagen, doch die Zeit reicht nicht dazu hin; auch könnte ich leicht in eine weiche Stimmung hineingerathen, die einem bepanzerten Rittersmanne — denn als solcher werde ich nun sogleich auftreten — nur schlecht geziemen würde. Behüte dich Gott!

Dein Bruno."

Wie vermöchten Worte auszudrücken, was in Aminens Seele vorging, als sie die obenstehenden Zeilen gelesen hatte. Die Schuppen waren ihr von den Augen gefallen, und mit einem einzigen klaren Blick erkannte sie den ungeheuren Irrthum, in welchen sie verstrickt gewesen war. Nie hatte Bruno ihre Vermummung durchschaut, nie hatte er sie in der Weise geliebt, wie sie gewähnt. Sie dagegen, sie hatte, von leidenschaftlichen Gefühlen durchglüht, von rasender Eifersucht hingerissen, von dem Wahn endlich

irregeleitet, als habe er mit ihrer Neigung ein leichtfertiges Spiel getrieben, in die Hand eines Elenden die mörderische Waffe gelegt, die ihn, den Schuld- und Arglosen, tödten konnte.

„Allmächtiger Gott, ich seine Mörderin!" schrie sie in wilder Verzweiflung. Ein Schwindel erfaßte sie, und sie tastete mit unsicherer Hand nach einem Sessel, sich daran zu stützen.

Aber war denn schon Alles verloren? In dem Briefe hieß es ja: „Zu der Stunde, da du diese Zeilen liesest," vielleicht hatte die Stunde noch nicht geschlagen, vielleicht war er noch zu retten. Wie ein belebender Hoffnungsstrahl durchzuckte dieser Gedanke ihre Seele und gab ihr in zehnfach erhöhtem Maße die entschwundene Kraft zurück. Sie stürmte aus dem Zimmer, sie flog die Treppe hinunter, sie riß sich von dem ihr dort entgegenkommenden Vater los, ohne darauf zu achten, was er von kalter Abendluft und Hemikrania sagte; sie rannte über den Schloßhof, durch den Thorweg der Stechbahn zu.

Die sogenannte Stechbahn war ein sorgfältig geebneter Platz, der die oberste Fläche einer sanft geneigten Anhöhe einnahm. Derselbe war rings von einem Pfahlwerke umgeben, und auch mit Gallerien und Bänken versehen, die zur Bequemlichkeit der Zuschauer dienten, welche die jungen Männer, die hier ihre ritterlichen Uebungen anstellten, gelegentlich einluden.

Für den Kampf, der an dem heutigen Tage ausgefochten werden sollte, hatte man diesen Platz gewählt, weil so am besten alles Aufsehen vermieden wurde. Es war ja etwas ganz Gewöhnliches und Alltägliches, dort geharnischte Ritter zu sehen, die in wildem Rennen gegen einander losstürmten, und sollte heute, wie allerdings zu vermuthen stand, der Ausgang ein blutiger, vielleicht tödtlicher sein — nun, ganz ohne Gefahr war das Spiel ja nie, und oft genug hatte man den einen oder den anderen der sogenannten Ritter recht kläglich zugerichtet aus den Schranken getragen. „Ein Unfall auf der Stechbahn," hatte es dann geheißen, und „ein Unfall auf der Stechbahn" würde es auch heute heißen; denn daß man diesmal nicht mit „Waffen der Höflichkeit" gefochten habe, mit Lanzen nämlich, an deren Spitze man ein rundes Brettchen befestigt, so daß eine Gefahr nur von dem Stoß zu besorgen war, den Roß und Reiter empfingen — dies hofften die Betheiligten um so eher zu vertuschen, als sie dafür Sorge getragen hatten, alle müßigen Gaffer fernzuhalten.

Die zwei Kämpfer befanden sich schon auf ihren Plätzen am nördlichen und südlichen Ende der Bahn. Sie waren Beide vom Kopf bis zum Fuße bepanzert. Ihre Lanzen hielten sie gerade empor. Die Spitzen derselben glitzerten in der Abendsonne, und die daran befindlichen Fähnchen flatterten hoch über den Helmbüschen im

Winde, während die starken und muthigen Pferde ungeduldig mit den Hufen den Boden stampften, als könnten sie kaum erwarten, daß ihnen ihre Reiter die Zügel schießen lassen würden.

Die Zeugen der Kämpfer, oder, wie es bei ihnen hieß, ihre Pathen, gleichfalls beritten und vollständig gewappnet, begaben sich jetzt, nachdem sie sich überzeugt, daß Alles den Turnier-Regeln gemäß geordnet sei, nach der westlichen Seite der Schranken, wo der Eine von ihnen als Zeichen zum Beginn des Kampfes den lauten Ruf erschallen ließ: »Laissez aller!«

Die Kämpfer senkten ihre Lanzen, drückten den Rossen die Sporen in die Seiten, sprengten in vollem Galop aufeinander los und trafen in der Mitte des Platzes unter donnerähnlichem Getöse zusammen. Die Lanzen zersplitterten bis an den Handgriff, und im ersten Augenblick schien es, als seien beide Ritter gestürzt, denn die Pferde wichen zurück und sanken auf die Hanken. Doch durch kräftige Anwendung von Zügel und Sporen wurden sie wieder emporgerissen, die Reiter machten eine halbe Volte und zogen sich auf ihre früheren Plätze zurück.

Nachdem sie hier neue Lanzen empfangen hatten und den Pferden eine Pause zum Verschnaufen gegönnt worden war, ertönte zum zweiten Mal das inhaltsschwere: »Laissez aller!« Die Kämpfer schossen vorwärts und trafen mit derselben Schnelligkeit und Wucht, jedoch nicht

mit dem gleichen Glück wie vorhin aufeinander. Bruno's zwar kräftiger aber unsicher geführter Stoß war von Florian mit großer Gewandtheit aufgefangen worden und glitt, ohne ihn zu verletzen oder aus dem Sattel zu werfen, an seinem Schilde ab. Florian's Lanze dagegen hatte den Gegner so genau und gewaltsam getroffen, daß Mann und Pferd in einer Staubwolke zu Boden rollten.

Bruno versuchte sich von dem Steigbügel und dem gestürzten Pferde freizumachen, alle seine Anstrengungen waren aber umsonst, die auf ihm ruhende Last benahm ihm den Athem, Nacht umflorte seine Augen, fast schwand ihm die Besinnung.

Im Nu waren ihm die beiden Pathen zu Hülfe geeilt; sie befreiten ihn von dem rasend um sich schlagenden Pferde, richteten ihn halb empor und lösten die Spangen seines Helmes und seines Brustharnisches. Ein dunkler Blutstrom quoll unter letzterem hervor.

Da hörte man plötzlich eine gellende Stimme rufen: „Bruno! Bruno! Laßt mich zu ihm!“ und ein Mädchen mit todtembleichem Antlitz und fliegenden Locken rannte in stürmischem Lauf quer über die Bahn und sank im nächsten Augenblick neben dem Verwundeten nieder.

„Bruno!“ rief sie und rang, als sie sein Blut rinnen sah, voll Entsetzen die Hände, „Bruno! hörst du mich?“

Er schlug die Augen auf und starrte wie ein Träu=

mender in das vor Angst und Aufregung verzerrte Gesicht des Mädchens.

„Antonio," sagte er mit matter Stimme.

„O stirb nicht, mein Bruno," schrie in höchster Verzweiflung das Mädchen, „ich müßte wahnsinnig werden oder mit dir sterben, denn ich, ich Unglückliche, hätte dich ja getödtet."

Die Umstehenden sahen sich bestürzt an. Es hatte sich ihnen Gloriosus zugesellt, der am Eingange zu den Schranken postirt gewesen war, um Neugierigen den Zutritt zu wehren, jedoch vergeblich sich bemüht hatte, auch Amina zurückzuhalten.

„Hab' ich es mir doch gedacht," sagte er in wehmuthsvollem Tone, indem er mit thränenfeuchten Augen bald den besinnungslosen Bruno, bald die ohnmächtige Amina betrachtete, „hab' ich es mir doch gedacht, daß diese Narrheit schlimmere Folgen haben würde, als irgend eine, die hier noch ausgeheckt wurde. Der arme Angelo Catto, er wird doppelte Arbeit haben."

Später freilich machten sich die Gefühle des Narren in ganz anderer Weise Luft, denn kaum sah er sich, nachdem Bruno und Amina der Sorge des alten Arztes übergeben worden waren, mit dem Ritter von der Hetzpeitsche und jenem mit der geschwollenen Nase allein, als er auch sofort aus dem Köcher seiner Satyre die giftigsten Pfeile auf sie abschoß.

„Ihr habt Euch durch Euer Verhalten als Pathen unsterblichen Ruhm erworben, ihr Herren Ritter," begann er, „und das Taufkind darf mit dem splendiden Pathengeschenk zufrieden sein. Wahrhaftig, wenn ich nicht fürchten müßte, unbescheiden zu sein, möchte ich mir eine Gunst von Euch erbitten."

„Seid nur immer unbescheiden, Freund Gloriosus," entgegnete der Ritter mit der geschwollenen Nase, „wir sind ja daran gewöhnt und werden auch diesmal Nachsicht üben."

„Nun gut, Ihr Herren, ich habe morgen mit dem Hundejungen Peter Schmutz einen Streit auszufechten, und da ich die Gleichheit der Kampfbedingungen für Ehrensache halte, so frage ich Euch, die Ihr competente Richter seid, auf welche Waffe ich ihn fordern soll."

„Würde es mit dem Narrenkolben nicht gehen?" fragte der Ritter von der Hetzpeitsche.

„Ich wäre dabei zu sehr im Vortheile, edler Ritter, sowie er zu günstig gestellt wäre, wollte ich die Hetzpeitsche wählen."

„Laßt es bei einem bloßen Wortgefecht bewenden," rief der Ritter mit der geschwollenen Nase, „denn hinsichtlich des Witzes wären die Chancen zwischen euch gleich."

„Halt, da fällt mir ein anderer Ausweg ein," rief Gloriosus, „ich werde mich mit Peter Schmutz auf faule Eier duelliren. Wollt Ihr die Pathen sein? Fürchtet

nicht, Euch dadurch in üblen Geruch zu bringen, denn wie vermöchte wohl selbst die ärgste Stänkerei der Blüthe edler Ritterschaft ihren Duft zu benehmen?“

Die beiden Ritter kehrten dem Narren den Rücken und entfernten sich. Die Ehrentitel, die er ihnen noch nachrief, wie „Hohlköpfe, eitle Zierpuppen, Tagediebe und Schmarotzer“, hörten sie nicht mehr oder schienen sie wenigstens nicht mehr zu hören.

Dreizehntes Kapitel.

Betrübniß der Prinzeß und Zerknirschung des Fräuleins de Chanteraine. Der Herzog im Thurm. Wie sich Marotte das höchste Erdenglück ausmalt. Astrologisches. Eine demüthige Bitte und eine schnöde Abfertigung.

Dank der von Florian und seinen Freunden beobachteten Vorsicht hatte das blutige Ereigniß auf der Stechbahn erst so gut wie gar kein Aufsehen erregt; doch ganz verborgen konnte es natürlich nicht bleiben, und schon früh am folgenden Morgen war die wichtige Neuigkeit, mit manchen wunderlichen Zusätzen ausgeschmückt, in Aller

Wunde. Gloriosus, von dem es hieß, er sei bei dem Vorfalle zugegen gewesen, wurde mit Fragen bestürmt, namentlich von den weiblichen Dienstboten, die sich für den „hübschen jungen Prinzen“ sehr interessirten, aber vor allen Dingen zu wissen wünschten, was es denn eigentlich mit ihm und der gleichfalls ohnmächtig aus den Schranken getragenen Amina für eine Bewandtniß habe.

Die Antwort des Narren klang höchst einfach. Das runde Brettchen, das man an der Lanzenspitze zu befestigen pflege, um den Stoß unschädlich zu machen, habe sich abgelöst; dies könne leicht geschehen und sei schon hundert Mal vorgekommen. Die Wunde, die der Prinz davongetragen, sei unerheblich; nur die Heftigkeit des Sturzes habe ihn betäubt. Was endlich Aminen betreffe, so habe ein purer Zufall sie auf die Stechbahn geführt, und zwar gerade in dem Moment, da der Prinz verwundet wurde. Und da sei es ihr ergangen, wie es wohl auch schon dieser oder jener der zarten und liebenswürdigen Damen ergangen sei, mit welchen zu reden er jetzt das Glück habe: beim Anblick des strömenden Blutes sei sie flugs in Ohnmacht gesunken.

Ob sich Margot in dem Waschhause befand, als Gloriosus in scherzendem Tone und als handle es sich um das Allergeringfügigste, den Mägden diese Erklärung zum Besten gab — ich weiß es nicht, muß es aber bezweifeln, denn der Bericht, den sie der Prinzeß erstattete,

als diese sie der Verabredung mit Marotten gemäß, zu dem Schloßcaplan schicken wollte, klang ganz anders.

„Eure Vorkehrungen kommen zu spät, Hoheit,“ sagte sie, die Schürze vor die Augen haltend und heftig schluchzend, „denn das Unglück ist schon geschehen, und Alles wird nun mir armen Person in die Schuhe geschoben werden, blos weil ich den dummen Brief ein wenig zu weit nach links hinübergeschossen habe, was doch auch dem allerunschuldigsten Engel im Himmel droben hätte passiren können. Nicht der Schloßcaplan ist's, der helfen kann, sondern, wenn menschliche Hülfe überhaupt noch etwas vermag, der Arzt.“

Und nun erzählte sie, daß nicht eine ritterliche Uebung, wie man allgemein glaube, sondern ein grausamer Zweikampf auf Leben und Tod stattgefunden habe, und zwar noch am gestrigen Abend gegen Sonnenuntergang, als schon Niemand mehr an Böses gedacht. Der schöne, junge Prinz sei gräßlich verstümmelt und ringe mit dem Tode, sowie auch Amina, die — sie wisse dies aus dem Munde der alten spanischen Dienerin — in einem hitzigen Fieber liege.

Die Wirkung dieser Mittheilung auf die Prinzeß war eine vernichtende. Er, dessen Bild sich ihrer Seele so tief eingeprägt hatte, er, der jeden ihrer Gedanken beherrschte und in ihrem jungen, warmen Herzen so süße Ahnungen und ein so wonnevolles Sehnen geweckt hatte,

er sollte nun seine Liebe zu ihr mit dem Leben büßen! Und Amina, die ihr einst so innig befreundete und trotz der eingetretenen Entfremdung noch immer theure Amina, sie sollte vielleicht mit ihm zu Grunde gehen! Doch war nicht Amina darum zu beneiden? O gewiß, lieber noch sterben, als allein und verlassen zurückbleiben in der öden, freudenleeren Welt, jeder Hoffnung beraubt, ohne Lebensziel und Wunsch, gebrochenen Muthes und gebrochenen Herzens — allein und verlassen, ein Glück beweinend, das, noch nicht gekostet, in bitteres Weh sich gewandelt hatte.

„Aber ich weiß es, und darin liegt mein einziger Trost, auch mich wird der Gram bald tödten!“ klagte sie leise, während Thräne auf Thräne über ihre Wangen herabträufelte.

Die Portièren rauschten auseinander, und das Fräulein de Chanteraine trat ins Zimmer. Die in Schmerz aufgelöste Prinzeß schauderte zusammen, als sie in das todtenbleiche Gesicht ihrer Duenna blickte, denn noch nie hatten die unschönen Züge derselben etwas so grauenhaft Starres und Gespenstisches gehabt, wie heute.

„Was ist geschehen?“ rief die Prinzeß, ganz darauf gefaßt, aus des Fräuleins Munde eine Bestätigung dessen zu vernehmen, was ihr Margot berichtet hatte. „So sprecht doch, liebe Chanteraine, sagt mir Alles — ich — ich bin ruhig, wie Ihr seht — auf das Schlimmste vorbereitet — o sprecht, sprecht!“

Das Fräulein starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die Prinzeß. Von dem Vorfalle auf der Stechbahn wußte sie nichts und schrieb die Aufregung ihrer Schutzbefohlenen auf Rechnung eines nächtlichen Schrecknisses, demjenigen gleich, von welchem sie selbst heimgesucht worden war.

„Ist er auch Euch erschienen, Hoheit?" fragte sie endlich mit hohler, klangloser Grabesstimme.

„Erschienen? — Wer?"

„Der Geist."

Die Prinzeß vernahm aus der Ecke, wo Margot mit dem Füttern der Vögel beschäftigt war, ein halbunterdrücktes Kichern, das um so mehr ihr Befremden erregte, als die Kammerzofe soeben noch in Thränen zerfließen wollte. Da aber entsann sie sich, daß Marotte sie in der Nacht mit der Erklärung verlassen hatte, dem Fräulein einen Streich spielen zu wollen, und sie errieth Alles.

„Ist er auch Euch erschienen, Hoheit?" fragte noch einmal das Fräulein.

„Ja — nein — ich weiß es nicht recht!" antwortete zerstreut die Prinzeß, die durchaus nicht in der Stimmung war, sich Gespenstergeschichten erzählen zu lassen.

„Ich habe heute Morgen mein Zimmer genau untersucht," fuhr das Fräulein fort, „die Thür war inwendig verriegelt, die Fenster waren fest verschlossen,

nirgends fand sich eine Ritze, durch welche auch nur eine Maus hätte kriechen können. Die Uhr stand, sie zeigte auf Zwei — es war dies die Stunde, zu welcher ich erwachte und den Geist erblickte. Eine solche Erscheinung hat etwas Furchtbares, etwas Erschütterndes, doch gereicht sie, wie Alles, was uns von Gott beschieden wird, zu unserem Besten, indem sie alle unsere Gedanken auf das Jenseits lenkt, dem wir langsam aber unaufhaltbar entgegenschreiten, das Jenseits, Prinzeß Maria, mit seiner ewigen Vergeltung! Ja, Hoheit, es ist ein ernstes, warnendes Memento mori, welches die vor uns Dahingeschiedenen aus dem Grabe uns zurufen, und einer großen Sünde würden wir uns schuldig machen, wollten wir ihre Mahnung überhören. Ich, ach ich war zu sicher, zu stolz in meinem eitlen Tugendbewußtsein, das erkenne ich jetzt in Demuth und tiefer Zerknirschung, und darum, Prinzeß Maria, wenn ich je in strafbarer Selbstüberhebung Euch, meine theure, junge Gebieterin, kränkte" — das Fräulein beugte sich tief zur Erde nieder und küßte die schlaff herabhangende Hand der Prinzeß — „dann, ich flehe Euch an, verzeiht mir."

„Von Herzen gern — — Alles, was Ihr wollt, nur weiß ich wirklich nicht, was es sein könnte," stammelte die Prinzeß, die nicht den zehnten Theil von dem gehört hatte, was Jene sprach.

Margot hatte sich, weil sie das Lachen nicht länger

verbeißen konnte, leise aus dem Zimmer geschlichen. Sie war nicht wenig überrascht, als sich ihr gleich darauf draußen im Vorgemach das Fräulein zugesellte und sie mit den Worten anredete:

„Auch deine Verzeihung, liebe Margot, erbitte ich mir. Ich war oft zu hochfahrend, zu schroff gegen dich; kannst du es vergeben und vergessen?"

„O ich entsinne mich dessen schon jetzt nicht mehr, gnädiges Fräulein," entgegnete Margot mit mühsam erzwungenem Ernst.

Das Fräulein aber löste eine feine goldene Kette von ihrer dürren Brust und hängte sie der Kammerzofe um den Hals.

„Trage dies, liebe Margot, als ein Zeichen meines Wohlwollens und unserer Versöhnung, ich bitte dich darum .... Was ist denn heute unserer Gebieterin, der Prinzeß?" fragte sie dann, die Danksagung der Zofe unterbrechend.

„Ach, Fräulein, daß die kleine Alma getödtet werden soll, weil sie Euch gebissen, das ist's, was unsere Prinzeß so weinen macht."

„Ich bestehe nicht darauf, Margot; mir selbst würde es ja leid sein um das liebe kleine Thier. Aber, meine beste Margot," fuhr das Fräulein in einem überaus vertraulichen Tone fort, „etwas Anderes noch liegt Ihrer

Hoheit im Sinn und stört ihren Gleichmuth; sollte sie wirklich den Geist gesehen haben?"

„Das ist nur zu gewiß," betheuerte Margot, „und auch mir ist er erschienen."

„Auch dir, Margot?"

„Ganz der nämliche Geist, der bei Euch war, gnädiges Fräulein; ich kann es mit allen Eiden beschwören."

„Wie kannst du wissen, daß es der nämliche war?"

„Ei, mein Gott, war es denn nicht, wie er mir selbst sagte, der Geist Eurer Großmutter? Und sah er Euch etwa nicht zum Verwechseln ähnlich?"

Das Fräulein wurde noch blasser, als es schon zuvor gewesen.

„Ich sah ihn auch in Eure Stube schlüpfen, Fräulein," fuhr Margot mit geheimnißvoller Miene fort; „ich will Euch erzählen, wie das geschah. Der Geist, dessen frappante Aehnlichkeit mit Euch mir schon gleich auffiel, kam aus dem Schlafgemache der Prinzeß in mein Zimmer. Er nickte mir dreimal freundlich lächelnd zu und streckte wie segnend die Hände über mich aus. Dieses leutselige Benehmen flößte mir, die ich erst vor Schreck halbtodt war, Muth ein, und ohne mich an den brenzlichen Geruch zu kehren, der von ihm ausging, erhob ich mich und schlich ihm neugierig nach. Er schwebte durch die Eßstube auf den Gang hinaus bis zu Eurer Thür,

wo er stehen blieb. Und sehr wunderbar war es nun, zu sehen, wie er sich reckte und streckte und immer länger und dünner wurde, bis er, zur Dicke eines Bindfadens zusammengeschnürt, sich in das Schlüsselloch hineinzwängte und dabei recht ächzte und stöhnte, als ob ...."

„Deine aufgeregte Phantasie hat dir dies nur so vorgespiegelt, Margot," unterbrach das Fräulein sie, „Geister brauchen sich nicht zusammenzuschnüren, um durch Schlüssellöcher zu kriechen, sie dringen vielmehr, ähnlich dem Schall oder der Wärme, durch Holz und Mauerwerk. Sah ich ja doch ganz deutlich, wie der Geist, als bestehe für ihn gar kein Hinderniß, durch die Wand schritt, an welcher mein Bett steht."

„Daß sich Gott erbarme!" rief Margot, „da gibt es ja gar keine Rettung vor ihnen. Ich hatte mir schon vorgenommen, das Schlüsselloch an meiner Thür mit Wachs zu verkleben, damit Eure Großmutter ...."

„Meine liebe Margot, wessen Geist sich in der vergangenen Nacht hier gezeigt hat, braucht außer uns Beiden Niemand zu wissen. Thu' mir den Gefallen, nicht davon zu reden."

„Schon gut, Fräulein, wenn Ihr nicht wünscht, daß es unter die Leute kommt, daß Eure Großmutter ...."

„Verschweige es, ich bitte dich darum."

Das Fräulein drückte der Kammerzofe ein Geldstück

in die Hand und entfernte sich, indem sie noch hinzufügte, daß sie sich des unheimlichen Gefühls entledigen müsse, welches sie sogar am hellen Tage in ihrem Zimmer befalle, und daher sogleich Anstalten treffen wolle, ein anderes für ihren Gebrauch herrichten zu lassen.

„Dafür wird dir Marotte sehr dankbar sein, alte Nachteule; denn eben dies war es, was sie bezweckte," kicherte ihr verstohlen die Zofe nach. „Marotte wird mich loben, daß ich meine Rolle so gut gespielt habe," fügte sie selbstgefällig hinzu.

Während dieses und des folgenden Tages war die Prinzeß in einer unaussprechlichen Unruhe. Sie hatte Niemand, der sie über das, was sie so sehnlich zu wissen wünschte, hätte aufklären können, denn die häufigen Berichte, die ihr Margot erstattete, waren so unklar und widersprechend, daß die späteren, günstiger lautenden die Besorgniß nicht zu zerstreuen vermochten, welche ihr die ersten eingeflößt hatten.

„Wäre doch nur Marotte wieder da," klagte die Prinzeß oft in tödtlicher Angst, „von ihr allein ist Trost und Hülfe zu erhoffen."

Endlich fühlte sich die Prinzeß so erschöpft, daß sie sich nicht mehr aufrecht zu halten vermochte. Fräulein de Chanteraine begab sich zum Herzog, ihn von dem Unwohlsein seiner Tochter in Kenntniß zu setzen.

Aus dem Briefe des Schloßcaplans an seinen Freund,

den Herrn v. Waldstetten, wissen wir, daß die periodische Gemüthsverstimmung des Herzogs diesmal in kaum merklichem Grade sich eingestellt hatte, was der Caplan dem erheiternden Verkehr zuzuschreiben geneigt war, den der unglückliche Mann mit seinem jungen, aufgeweckten und kenntnißreichen Gaste unterhielt.

Seit einigen Tagen war dies Alles anders geworden. Die Schwermuth des Herzogs trat plötzlich in sehr verstärktem Maße auf, er verließ höchst selten seine Zimmer, gestattete nur Wenigen den Zutritt zu denselben und zeigte sich vollkommen gleichgültig gegen Alles, was um ihn her vorging.

So hatte er denn auch keine Theilnahme geäußert und keine weiteren Fragen gestellt, als man ihm über das tragische Ereigniß auf der Stechbahn berichtete, was freilich auch zum Theil darin begründet sein mochte, daß sich's der Berichterstatter, der Oberstallmeister, Herr v. Ravenstein, angelegen sein ließ, den Unfall als einen unerheblichen und zu keiner Besorgniß Anlaß gebenden zu schildern. Und der schlaue Oberstallmeister fühlte sich sehr erleichtert, als er sah, wie wenig Aufmerksamkeit der Herzog der Sache schenkte, denn hätte dieser sie einer strengen Prüfung unterworfen, wie er es zu jeder anderen Zeit sicherlich gethan, und wäre dann die volle Wahrheit an den Tag gekommen, so hätte der Ritter Florian es hart büßen dürfen, einen Gegner zu einem so ungleichen

und mithin für den Herausforderer unehrenhaften Kampf gereizt zu haben.

Die Mittheilung von dem Unwohlsein seiner Tochter empfing der Herzog fast mit der gleichen stumpfen Unempfindlichkeit, die er hinsichtlich des Unfalles auf der Stechbahn gezeigt hatte. Dennoch erhob er sich, als Fräulein de Chanteraine gesprochen, und folgte ihr schweigend in den Thurm hinüber. Hier ließ er sich, ohne ein Wort zu äußern, neben das Ruhebett nieder, auf welchem die Prinzeß saß, und starrte sie mit düsteren Blicken an.

Es schnürte ihr stets das Herz zusammen, den Vater so verstimmt zu sehen, heute jedoch war es ihr peinlicher denn je. Sie wußte, daß ein herbes Mißgeschick ihn einst getroffen und sein Leben auf immer verkümmert habe; sie hatte eine dunkle Ahnung, daß eine schwer zu sühnende That auf seinem Gewissen laste, und daß es die reuevolle Erinnerung an die Vergangenheit sei, die zeitweise seinen Geist in nächtliche, unheimliche Schatten hülle. Und liebte sie auch den stolzen, strengen Mann nicht mit der ganzen Zärtlichkeit ihres weichen, hingebenden Herzens, so war doch darum ihre Theilnahme für ihn eine nicht minder tiefinnige, und kein Tag verging, daß sie nicht in heißen Gebeten zu Gott für ihn gefleht hätte um Gnade und Erlösung von der drückenden Pein.

Am heutigen Tage, da schon andere bittere Sorgen

ihr Herz erfüllten, war ihr, wie gesagt, der Anblick des tiefgebeugten Vaters, dessen Vertrauen sie ja nicht besaß, und dessen Trösterin sie nicht sein konnte, doppelt qualvoll, und es schien ihr, als habe sie ihn noch nie so düster und abgehärmt gesehen.

Als er sich endlich in kurzen Worten nach ihrem Befinden erkundigte, nahm sie eine möglichst heitere Miene an und betheuerte ihm lächelnd, die Chanteraine habe ihn ganz unnützer Weise beunruhigt, der Kopf schmerze ihr nur ein wenig, das sei Alles.

„Indeß will ich doch den Angelo Catto zu dir schicken, mein Kind," sagte der Herzog.

Das war der Prinzeß ganz recht, denn der alte Arzt mußte ihr doch sagen können, wie es dem Verwundeten gehe, und ob Amina denn wirklich so krank sei, wie man ihr stündlich wiederholte.

„Du bist hier so ganz allein, meine Tochter," sagte der Herzog nach einer Pause, „man scheint dich nicht besonders gut zu bedienen."

„Fräulein de Chanteraine ist fast immer bei mir."

„Fräulein de Chanteraine wird wenig zu deiner Erheiterung beitragen. Sie kommt mir ganz eigenthümlich vor. Gestern und heute bat sie mich, so oft sie mich sah, demuthsvoll um Verzeihung — ich weiß nicht, für was. Dieses frömmelnde Wesen will mir nicht gefallen. Warum sehe ich Amina und Marotte nicht hier?"

„Amina ist krank, und Marotte hatte das Unglück, sich Euer Mißfallen zuzuziehen, mein Vater; Ihr schicktet sie ins Gefängniß.“

Der Herzog rieb sich die Stirn, wie um in sein Gedächtniß etwas zurückzurufen, das ihm entfallen sei.

„Ja, ja, ich entsinne mich,“ sprach er, „sie war wieder einmal ungehorsam und trotzig; doch wollte ich sie nicht hart bestrafen, und man hätte sie wieder auf freien Fuß setzen müssen. Warum erinnerte mich die Chantemraine nicht daran? Warum thatest du dies nicht, Marie?“

Darauf wußte die Prinzeß nichts zu erwiedern, doch der Herzog schien auch keine Antwort zu erwarten.

„Du sollst Marottens aufheiternde Gesellschaft nicht länger entbehren,“ sagte er, „ich werde sie gleich zu dir schicken.“

Er senkte den Kopf und sah starr vor sich nieder. Die Prinzeß faßte ihn jetzt schärfer ins Auge, er war auffallend blaß, und eine wie durch Ueberreiz hervorgerufene Abspannung lag auf seinen eingefallenen Zügen, in seiner gebeugten Haltung. Die Prinzeß, ihrer Neigung zum Liebkosen nachgebend, legte ihre Hand auf die seine und sprach in zärtlichem, schmelzendem Tone:

„Ihr seid so gütig und liebevoll um mich besorgt, mein Vater, während Ihr doch selber der Pflege und der Aufheiterung weit mehr bedürftig zu sein scheint, als ich

es bin. Ach könnte ich Euch doch Beides zu Theil werden lassen!"

Der Herzog zuckte bei der Berührung der kleinen weichen Hand zusammen, und sein Gesicht verfinsterte sich, indem er kurz und fast rauh erwiederte:

„Der Pflege bedarf ich nicht, und mich aufheitern — denke nicht, daß du das vermöchtest."

„Wenn ich Euren Kummer kennte und theilte, lieber Vater...."

„Ich danke dem Himmel, daß du ihn nicht kennst, Maria."

„Laßt mich mehr um Euch sein," bat die Prinzeß dringend. „Wer steht Euch näher, als ich, Euer einziges Kind? Und warum soll mir nicht vergönnt sein, von dem köstlichsten Vorrechte einer Tochter Gebrauch zu machen? Gelänge es meiner unermüdlichen und zärtlichen Sorgfalt, auch nur hin und wieder auf Augenblicke die düsteren Schatten zu verscheuchen, die ich auf meines theuren Vaters Stirn sehe — o wie glücklich würde ich mich schätzen!"

„Mein gutes Kind," sagte der Herzog bewegt, „deine liebevolle Absicht rührt mich tief, doch du weißt nicht, was du sprichst. Gerade das, woraus ich Trost und Linderung schöpfen sollte, deine sanft überredenden Blicke, der schmelzende Ton deiner Stimme, dein mildes anschmiegendes Wesen — es würde meiner Einbildungskraft

nur noch lebhaftere Farben leihen, jene Bilder aus der Vergangenheit auszumalen, die mich fortwährend ängstigen und quälen. — Ja," fuhr er mit steigender Erregung fort, „ja, glichest du ihr nicht so sehr — o so sehr, daß mir manchmal ist, als ob — — doch fort mit diesen Gedanken! — Warum brachtest du mich darauf, Maria? Rede nicht wieder zu mir mit ihren Blicken, ihrer Stimme, denn — — doch verzeihe, Kind, ich kränke dich, wenn gleich wider Willen."

Es lag, während er so sprach, etwas Verstörtes und Wirres in seinen stieren Augen, das sie auch wohl früher wahrgenommen, ohne daß es ihr jedoch ein so tiefes Grauen eingeflößt hätte, wie jetzt. Sie fühlte, wie sie sich entfärbte, und wendete sich schnell von ihm ab.

Er aber erhob sich rasch und durchschritt einige Mal unruhig das Zimmer, indem er halblaut Worte vor sich hinmurmelte, die sie nicht verstand. Plötzlich stand er dicht vor ihr still. Von der Abspannung, die soeben noch auf seinen Zügen lag, war jetzt nichts mehr wahrzunehmen, er hatte sich zu seiner vollen Höhe emporgerichtet, kühner Trotz flammte aus seinen dunklen Augen.

„Sei meinetwegen nicht in Sorge, Maria," sprach er mit fester, wohlklingender Stimme, „denn nur kurze Zeit noch werde ich die Bürde zu tragen haben, die du mir erleichtern möchtest. — Wie, du erschrickst? — Thränen

gar? — Welche Thorheit, Kind! Ist es denn ein Unglück, wenn der heulende Sturm, der über den Wald dahinfährt, den morschen, von Würmern zerfressenen Stamm zu Boden schleudert? Wozu ihn schonen, da er doch nur dem jungen, kräftigen Nachwuchs Raum und Nahrung entzieht? Hat wirklich der Gedanke für dich etwas so Schreckliches? Nun, so gewöhne dich an ihn, denn ich sage dir, der Sturm wird kommen, wird sehr bald kommen. Ja, ich weiß genau Tag und Stunde, da er hereinbrechen wird in seiner ganzen furchtbaren Gewalt; schon höre ich in der Ferne sein dumpfes Grollen, schon sehe ich die schwarzen, dräuenden Wolken, die er in wilder Hast vor sich herjagt; Donner und Blitz sind in seinem Gefolge, und verheerende Schlossen bezeichnen seine Bahn. Ja er kommt, er kommt, allgewaltig und unabwendbar wie das Weltgericht! Widerstehen kann ich ihm nicht, doch soll er mich gefaßt und furchtlos finden — der alte morsche Stamm kann entwurzelt werden, doch keine Gewalt auf Erden vermag ihn zu beugen!"

Die Prinzeß war wie vernichtet; das Grauen, welches sich ihrer bemächtigt hatte, beraubte sie fast der Sinne. Doch jetzt wurde ihr Vater ruhiger, sein strenges Gesicht heiterte sich auf, und in milderem Tone fuhr er fort:

„Du hast eine traurige Jugend gehabt, Maria; doch nur um dich vor einem noch weit traurigeren Alter zu

schützen, legte ich dir so harte Beschränkungen auf. Gedenke dieser meiner Betheuerung, wenn ich nicht mehr sein werde. Ein bindendes Versprechen hinsichtlich deines künftigen Verhaltens brauche ich dir nicht abzunehmen, denn wenn in der Sprache der Gestirne Wahrheit liegt, wird der für dich gefahrvolle Zeitabschnitt vorüber sein, noch ehe ich von hinnen scheide. Und nun genug für heute. Lebe wohl!"

Er legte wie segnend beide Hände auf ihr Haupt und entfernte sich langsamen Schrittes.

Als die Prinzeß allein war, brachen ihre mit Gewalt zurückgedrängten Thränen unaufhaltsam hervor; es war ihr, als müsse ihr das Herz brechen ob all des bitteren Wehes, das sich darin häufte.

So fand Marotte ihre junge Herrin, als sie wenige Minuten später ins Zimmer trat.

„Mein Gott, was ist Euch, Hoheit?" rief die Zwergin voll Theilnahme, indem sie sich neben das Ruhebett der Prinzeß niederwarf.

„Der Himmel sei gepriesen, daß du wieder da bist, Marotte," sagte die Prinzeß, ihre Augen trocknend, „ohne dich müßte ich vergehen in Angst und Sorge.

„So sagt mir doch nur, was geschehen ist."

„Mein Vater verließ mich soeben...."

„O du meine Güte! er weiß also Alles?"

„Er weiß nichts, so schien es wenigstens."

„Aber warum weint Ihr denn, meine theure Prinzeß?“

„Weil ich ihn noch nie so — nun so erregt gesehen habe. Er sprach entsetzliche, mir nur halbverständliche Worte von einem nahenden Schicksalssturme, der ihm Tod und Untergang bringen werde. Ach, Marotte, es schnitt mir tief ins Herz, dies zu hören; könnte ich doch etwas thun, ihm Trost und Linderung zu verschaffen, doch es ist, wie ich wohl sehe, unmöglich!“

Marotte gab sich alle Mühe, die Gedanken der Prinzeß von dem Gegenstande ihrer Betrübniß abzulenken.

„Glaubte ich doch erst,“ sagte sie im Laufe des Gespräches, „Eure Thränen müßten einem Anderen gelten.“

„Einem Anderen?“ stammelte die Prinzeß in holder Verwirrung.

„Nun, dem schönen jungen Mann, der so wacker für Euch gekämpft hat.“

„Für mich hätte er gekämpft, Marotte?“ lispelte die Prinzeß, in deren Wangen sich ein verrätherisches Roth ergossen hatte.

„Ei du himmlische Güte, Prinzeß, für wen denn sonst?“ rief die Zwergin. „Aber gelt, Ihr wißt das auch recht gut? Ihr schweigt? — Schon recht, wer schweigt, bejaht. — Und gesteht es nur, es freut und beglückt Euch, ja Ihr schwimmt in Wonne und Seligkeit,

weil er sein Blut für Euch vergoß und jetzt an seiner Wunde so schwer daniederliegt?"

„Bist du von Sinnen, Marotte? Ueber seine Leiden, seine Schmerzen sollte ich mich freuen?"

„Ja allerdings, denn wie im Namen aller paradiesischen Genüsse kann einer jungen Dame etwas Angenehmeres passiren, als daß ein schöner und tapferer Ritter seine Lanze für sie einlegt? Habt Ihr etwa vergessen, Hoheit, wie Eure Augen strahlten, und Euer Herz pochte, wenn wir in den köstlichen Geschichten, die wir ohne Wissen der Chanteraine lasen, an die Stelle kamen, wo die Ritter schaarenweise aus aller Herren Länder herbeizogen, für den Siegespreis aus schöner Hand in den Schranken zu kämpfen mit Schwert und Lanze und Streitaxt und Dolch, als ob sie sich den Kukuk was machten aus ihren heilen Gliedern? Da fragte ich Euch manchmal, ob Ihr auch wohl die Königstochter hättet sein mögen, der es nur ein süßes Lächeln, einen einzigen beifälligen Blick kostete, jede stahlumpanzerte Brust mit kühnem Muth und heißer Kampfgier zu erfüllen, und Ihr sagtet aus voller Seele Ja. Und nun, da Ihr eines so hohen Glückes wirklich theilhaft seid...."

„Rede doch keinen solchen Unsinn, Marotte; denn wahrlich, nur ein unsäglich schmerzliches Gefühl erwecken mir die Leiden, die er — — die ein Anderer um meinetwillen duldet."

„O ihr Heiligen alle, wie grundverschieden sind doch wir Menschen!“ rief Marotte mit erhobenen Augen und Händen. „Das sag' ich Euch, wenn um meinetwillen die Blüthe der gesammten Ritterschaft von Burgund, Flandern und Lothringen in die Schranken geeilt wäre, und wenn von diesen Tapfern nur ein Einziger sie lebend wieder verlassen hätte — ich glaube, ich wäre vor Entzücken närrisch geworden!“

Die Zwergin mit ihrem kleinen, gelben, runzeligen Gesichte und ihrem Höcker sah so unbeschreiblich komisch aus in ihrer Ekstase, daß die Prinzeß bei ihrem Anblick all ihren Kummer vergaß und in ein lautes Lachen ausbrach.

„Aber den Einen hättest du doch mit deiner Liebe belohnt?“ fragte sie.

„Ei nun, das versteht sich, wenn er nur eine nennenswerthe Wunde davongetragen, so hätte ich ihn belohnt, wie Ihr, Hoheit, den Einen belohnen werdet, der um Euretwillen blutete.“

„Rede nicht so, Marotte, du weißt ja, daß ich das niemals könnte.“

„Thut, was eben möglich ist, Hoheit; das Uebrige wird sich dann schon finden.“

„Aber nichts, gar nichts ist möglich, Marotte.“

„Doch, doch, meine theure Prinzeß. Ihr könnt und müßt in irgend einer Weise dem jungen Grafen Euer

Bedauern über den Unfall ausdrücken, den er in dem ungleichen Kampfe erlitten hat. Denn ein ungleicher Kampf war es, und Schimpf und Schande komme über Euren Vetter Florian, der denselben provocirte. Wolltet Ihr aber bei Eurem Schweigen beharren — ei nun, ich zwar müßte wohl trotzdem an das unsäglich schmerzliche Mitgefühl glauben, von welchem Ihr sprecht, doch er, was müßte er denken? Daß Ihr einen Kieselstein und kein Herz im Busen trüget, daß Ihr kalt seid wie ein Eisberg, grausam wie die nordische Göttin Hel, unerbittlich wie ...."

Der Redefluß der Zwergin wurde hier unterbrochen, indem nämlich der Doctor Angelo Catto, durch Margot angemeldet, ins Zimmer trat. Er sah zum Erbarmen aus, seine Haltung war so gebeugt, sein Gang so schwankend und unsicher, als habe er in den letzten zwei Tagen um eben so viele Decennien gealtert.

Er fühlte der Prinzeß den Puls, legte ihr eine Menge Fragen hinsichtlich ihres Befindens vor, murmelte manch zerstreutes „Hm, hm" und „So, so" in den Bart und versprach endlich, ihr einen calmirenden Trunk zu bereiten, der die leichte Indisposition schnell heben werde. Er wollte sich dann wieder entfernen, doch die Prinzeß hielt ihn mit der in etwas befangener Weise vorgebrachten Frage zurück, wie es Aminen gehe.

„Nicht gut, Hoheit," entgegnete mit einem schwe-

ren Seufzer der alte Arzt, sie fiebert heftig und delirirt."

„Eure Kunst, Doctor, wird unsere liebe Amina bald wieder herstellen," suchte ihn die Prinzeß zu trösten.

„Die Krankheit ihres Körpers kann ich heilen," sprach er dumpf vor sich hin, „die Krankheit ihres Gemüthes aber ...."

Der Greis hielt inne und preßte die Hand an die hohe, von tausend Runzeln durchfurchte Stirn. Der Prinzeß schwebte eine weitere Frage auf der Zunge, doch sie scheute sich, dieselbe laut werden zu lassen.

„Ich weiß, Hoheit," hob der alte Mann wieder an, „ich weiß, daß Ihr an dem Schicksale meiner armen Amina Antheil nehmt, denn Ihr waret ihr nicht nur allezeit eine milde und gütige Herrin, sondern beehrtet sie auch noch mit Eurer Freundschaft, und darum mag ich Euch nicht verhehlen, daß ich um ihretwillen sehr in Sorge bin. Denn auch in den verworrenen Reden eines Fiebernden liegt ein Kern von Wahrheit, und, wenn mich nicht Alles täuscht, so irrt ihr von Angst und Schmerz und bitterer Selbstanklage gefolterter Geist auf einem Gebiete umher, das ihr noch lange hätte verschlossen bleiben sollen. Ihr werdet mich verstehen, Prinzeß Maria, denn Ihr wißt ja, daß das Gestirn, unter welchem Amina zugleich mit Euch geboren wurde, eine sie wie Euch bedrohende Gefahr vorhersehen ließ. Nun, für sie ist die Gefahr

eingetroffen; wohl Euch, daß Ihr nicht auch darin verstrickt wurdet!"

Das Herz der Prinzeß pochte stürmisch, als sie den Greis so reden hörte. Hatte er denn wirklich keine Ahnung davon, daß sie so gut wie Amina in das Unheil verflochten war, auf welches er hindeutete? Wie kam es, daß Amina nicht auch im Fiebertraume ihr, Mariens, Geheimniß verrathen hatte?

„Ja," fuhr der Greis mit bebender Stimme fort, „die Gefahr ist zum vorausbestimmten Zeitpunkte eingetroffen, und es ist damit des Weiteren die Zuverlässigkeit der Wissenschaft bestätigt worden, mittelst welcher wir in den strahlenden Körpern des Himmelsraumes künftige Schicksale lesen. Aber auch unser Unvermögen, in den Gang des Verhängnisses abwehrend einzugreifen, hat für mich eine — ach nur zu traurige Bestätigung gefunden; denn wie sehr tappte ich nicht in der Irre, da ich, statt das Unglück fernzuhalten, gerade die Maßregel ergriff, die es herbeiführte! Ich Thor, ich eitler Thor! Weil ich mich in die Geheimnisse der Astrologie, Magie und Nekromantie vertieft und die Gelehrten und Weisen aller Länder befragt hatte, wähnte ich mich selbst auf den Zinnen des Tempels der Weisheit stehend, und glaubte zu gebieten und zu lenken, wo ich doch nur ein blindes Werkzeug in der Hand einer höheren Macht war. O Amina, mein einziges, mein geliebtes Kind, statt dir den sicheren

Pfad zu zeigen, führte ich dich an den Rand des Abgrundes!"

Die Wehklage des alten Mannes erschütterte die Prinzeß aufs tiefste; sie fühlte, daß Trostesworte hier ihren Zweck verfehlen würden, und sie reichte ihm daher beim Scheiden schweigend die Hand.

Als er sich entfernt hatte, sah sich die Prinzeß nach Marotten um. Diese aber war, als auf Amina die Rede fiel, in das anstoßende Zimmer gegangen. Hier traf sie mit Fräulein de Chanteraine zusammen.

Die Begegnung der Beiden hatte etwas ungemein Drolliges. Das Fräulein mußte sich sichtbar den ungeheuersten Zwang anthun, um nun auch der ihr so bitter verhaßten Zwergin gegenüber die neue Rolle einer demuthsvollen, mit sich selbst und der Welt Versöhnung anstrebenden Christin zu spielen; während andererseits Marotte sich gewaltig aufblähte in dem Hochgefühle, endlich über die stolze und strenge Duenna einen für immer entscheidenden Sieg in Aussicht zu haben.

„Liebe Marotte," begann das Fräulein mit einem sauer-süßen, äußerst gezwungenen Lächeln, „es drängt mich, Euch eine Erklärung zu machen."

„Ich höre," sagte Marotte schnippisch, indem sie sich auf ein hohes Tabouret schwang und die Arme über die Brust kreuzte.

„Der Gedanke ist mir peinlich, daß Ihr mir die

Schuld beimessen könntet für die letzte schwere Unannehmlichkeit, die Euch betroffen hat. Meine Pflicht gebietet mir, dem Herzog über Manches Bericht zu erstatten, was ich lieber verschweigen möchte, weil es mir leider nicht immer gelingt, ihn von gar zu harten Maßregeln abzuhalten."

„Reden wir, bitte, von anderen Dingen, mein bestes Fräulein," entgegnete Marotte mit vornehmer Nonchalance, „hat Alma Euch wirklich in den Finger gebissen?"

Die Blässe des Fräuleins ging in ein fahles Grau über; doch sie bezwang ihren Aerger und sagte mit bewundernswerther Ruhe und Milde: „Liebe Marotte, ich möchte mir Eure Verzeihung erbitten."

„Ei, warum nicht gar, gute Chanteraine — meine Verzeihung — Larifari!"

„Marotte," keuchte das Fräulein mühsam hervor, „ich bin mir in Demuth bewußt, Euch manchmal wehe gethan zu haben; vergebt mir, ich bitte Euch!"

Das Fräulein nahte sich rasch der Zwergin und beugte sich zu ihr nieder, wie um sie zu küssen. Marotte wendete das Gesicht ab und bot ihre Hand dem Fräulein zum Kuß dar. Das war dieser aber doch zu arg, sie richtete sich kerzengerade in die Höhe und maß die kleine Gestalt vor ihr mit Blicken der Erbitterung und des grimmigsten Zornes.

„Es schmerzt mich," sagte sie in schneidendem Tone,

„es schmerzt mich, so ganz vergeblich Worte der Versöhnung an Eine gerichtet zu haben, die ...."

„Die was?" fiel Marotte hitzig ein. „Wollt Ihr mich aufs Neue beleidigen, Fräulein de Chanteraine? Aber seht Euch vor, ich rathe es Euch. Eine seltsame Offenbarung ward mir in der vorletzten Nacht, die Euch nichts Gutes verheißt. O, seht mich nur nicht so ungläubig an; ich rede die reine Wahrheit. Es mochte um zwei Uhr sein, da erbebte es rings um mich her, wie von einem Erdstoß, ein Lichtschimmer drang durch die dicken Kerkerwände, und eine Stimme ließ sich vernehmen, die wie aus weiter Ferne kam und in leisen Schwingungen, dem Säuseln einer Aeolsharfe vergleichbar, unter dem niedrigen Gewölbe verhallte. Was die Stimme sprach, — ich darf es Niemandem verrathen, doch so viel mögt Ihr wissen: bald, sehr bald, Fräulein de Chanteraine, dürftet Ihr an einem andern Ort um Vergebung zu flehen haben."

Marotte hob den Finger und zeigte mit der feierlichen Miene einer Seherin nach oben. Das Fräulein war starr vor Entsetzen.

„Also auch Euch erschien der Geist?" hauchte sie kaum hörbar hervor.

„Ich habe jetzt wirklich keine Zeit, mich länger mit Euch darüber zu unterhalten, meine Beste; die Prinzeß ruft mich."

Mit diesen Worten hüpfte Marotte vom Tabouret herunter und schritt hastig an dem wie eine Bildsäule dastehenden Fräulein vorbei durch das Zimmer.

„Sie wird sich doch noch bequemen müssen, mir die Hand zu küssen,“ sagte sie verstohlen ins Fäustchen lachend für sich.

Vierzehntes Kapitel.

Gloriosus besingt die Großthaten des Ritters Florian. Ein gutes Mittel gegen Zahnschmerz. Nähere Beschreibung des Gespenstes, und wie sich der Schildknappe Reginald selbst um einen Kuß brachte. Ein höchst seltener Vogel.

Es wird Zeit sein, uns wieder einmal nach Bruno umzusehen, den wir in dem Augenblick verließen, als er in einem wenig beneidenswerthen Zustande aus der Stech=bahn fortgetragen wurde. In der That, seine ritterlichen Uebungen waren ihm schlecht bekommen, und wundern dürften wir uns eben nicht, wenn wir hörten, daß sein Durst nach Abenteuern für eine Zeit lang gestillt worden sei. Ob dies übrigens wirklich der Fall war, müssen

wir dahingestellt sein lassen; was wir mit Bestimmtheit wissen, ist nur, daß unser junger Freund, als er wieder zum Bewußtsein erwachte, eine unbeschreibliche Freude darüber empfand, sein Blut für diejenige vergossen zu haben, deren holdes Bild sein ganzes Inneres erfüllte. Auch sagte er sich mit einigem Stolz, daß bei der ganzen Affaire sein Benehmen ein tadelloses und ehrenhaftes gewesen sei, und er, obgleich von seinem Gegner besiegt, dennoch die Palme davongetragen habe.

Jetzt fühlte er sich wieder körperlich so ziemlich wohl, denn die Ohnmacht war weniger eine Folge des Blutverlustes, als der heftigen Erschütterung gewesen, die er bei dem Sturze erlitten; ja seine Wunde, die von dem alten Angelo Catto sorgsam gepflegt wurde, war so wenig erheblich, daß sie ihn nicht einmal ans Bett fesselte.

Dagegen war Bruno's Gemüth oft mit Kummer und nagender Unruhe erfüllt. Marottens Brief, den ihm der Ritter Florian eingehändigt hatte, enthielt hinsichtlich der Aufnahme, welche seine offene Liebeserklärung bei der Prinzeß gefunden, zwar Andeutungen, die seinen kühnsten Hoffnungen schmeichelten; durfte er aber der wunderlichen Zwergin unbedingt trauen? War es nicht sehr möglich, daß ihr unverkennbarer Eifer, seine Pläne zu fördern, sie zu irrigen Schlüssen geführt habe? Man hatte ihm gesagt, daß die Zwergin wegen unerlaubten Betretens des großen Gartens ins Gefängniß geworfen worden sei.

Wann würde sie wieder auf freien Fuß gesetzt werden? Und würde es ihr später gelingen, die abgebrochene Verbindung mit ihm wieder anzuknüpfen? Wie lange würde er unter so ungünstigen Umständen noch harren müssen, ehe er die heißersehnte Gewißheit erlangte? — Sicherlich, es lag in dem allen Grund genug zur peinlichsten Unruhe, namentlich für einen so heißblütigen und liebetrunkenen jungen Mann, wie Bruno.

Kummer, tiefen, nagenden Kummer aber empfand er bei dem Gedanken an Antonio, oder — er hörte jetzt den Namen zum ersten Mal — Amina. Wie eine Offenbarung aus einer ungeahnten, geheimnißvollen Welt war sie ihm erschienen, als sie auf dem Kampfplatze neben ihm kniete und sich in leidenschaftlichen Worten anklagte, die blutige Katastrophe herbeigeführt zu haben. Dann war vor seinem umnachteten Blick die fremde und doch wieder so bekannte Gestalt wie in einem Nebel zerronnen, und erst lange nachdem er aus der Betäubung erwacht war, tauchte aus der innersten Tiefe seiner Seele eine dunkle, beängstigende Vorstellung auf, als habe sich mit Antonio etwas begeben, das für sie Beide zur unversiegbaren Quelle des bittersten Wehes werden müßte.

Jetzt war ihm Vieles klar geworden. Gloriosus hatte ihm gesagt, was er wußte, auch Manches, was er nur vermuthete; das hatte denn Bruno durch eigene Combinationen ergänzt. Die arme, unglückliche Amina!

Er trauerte um sie, wie er um eine geliebte Schwester getrauert haben würde. Hätte man ihm gesagt, sie sei gestorben, sein Schmerz hätte nicht größer sein können. Und war sie nicht so gut wie gestorben? Ein Vogel, der Schwingen beraubt, ein Auge, der Sehkraft verlustig, ein Herz, wie das ihre, um seine Liebe betrogen — ist das nicht der Tod, ja Schlimmeres noch als der Tod? Es drängte sich ihm immer und immer wieder die Frage auf, ob er irgendwie die Täuschung begünstigt habe, in die sie sich verstrickte; und wenn er sich auch von der Schuld freisprechen durfte — ein peinliches Gefühl blieb, einem spitzigen Stachel gleich, in seinem Herzen haften, ein Gefühl, als habe er, zwar ohne es zu wissen und zu wollen, aber doch in sträflichem Uebermuthe, mit rauher Hand eine zarte Blüthenknospe geknickt, die nun verwelken müsse bei dem Kusse der Frühlingssonne, in deren Strahlen sie sich hätte entfalten sollen.

Eines war unserem jungen Freunde nicht recht faßlich: das Verständniß nämlich, welches vor dem Zweikampfe und in Bezug auf denselben zwischen Aminen und Florian stattgefunden hatte; denn die Vermuthung, welche Gloriosus hierüber aufstellte, verwarf Bruno als eine für die Ehre des Ritters Florian zu beleidigende. Und doch war der Narr der Wahrheit sehr nahe gekommen und beharrte auch steif und fest auf seiner Meinung.

„Daß es etwa im achtzehnten oder neunzehnten Jahrhundert um das Ritterthum besser stehen wird," entgegnete er auf Bruno's Einwände, „dies, mein höchst tapferer Prinz, hoffe ich zu Gott; daß es aber im fünfzehnten, in welchem wir leben, noch sehr im Argen liegt und durchaus nicht die Lobreden verdient, die man ihm spendet, ist nur zu gewiß; und trotz Allem, was Ihr von der Ritterehre Eures Gegners sagt, bleibe ich dabei: die Eifersucht der armen, verblendeten Amina, durch den Ritter Florian aufgestachelt, wurde wieder für ihn zum Sporn, Euch so arg mitzuspielen. Das einzige echt Ritterliche aber bei der ganzen Affaire war zugleich die größte Narrheit, von der man gehört, seit Mucius Scävola und Horatius Cocles und andere römische Narren, deren Namen mir entfallen sind, das Erstaunen vernünftiger Leute erregten; ich meine Euer Benehmen, mein edler Prinz; denn in eine eiserne Kapsel gesperrt und mehr einem Hummer als einem Menschen ähnlich, ein Roß zu besteigen, blos um sich von Einem, der sein halbes Leben auf der Stechbahn zugebracht hat, mit einer sechs Ellen langen Stange wieder herunterstoßen zu lassen — dies, glaub' ich, hätte selbst mein Vetter und Lehrmeister in Dingen der höheren Narrheit, Andreas de la Plume, nicht fertig gebracht."

Nicht nur gegen Bruno äußerte sich der Narr so unverholen über den Ritter Florian, sondern diesem selbst

setzte er mit Sticheleien zu, die nur zu deutlich verriethen, wie er über seine Handlungsweise dachte.

„Ihr habt Euch mit Ruhm bedeckt, Herr Ritter vom Friseurladen,“ sagte er, sich fast bis zur Erde verbeugend, „und wenn ich Eure Heldenthat nicht in einem Epos besinge, betitelt „die Floriade“, so liegt dies einzig und allein an meinem Mangel an der nöthigen Begabung. Indeß ganz unbesungen darf die glorreiche That nicht bleiben, und ich werde auf der Stechbahn ein Siegesmonument errichten mit Eurem Wappenschild und folgender Inschrift, die ich derjenigen, welche die Schweizer nach der Schlacht bei Murten auf eine eherne Tafel eingruben, frei nachgebildet habe:

„Wisse, wer's noch nicht gehört:
Hier fiel Savoyens Prinz vom Pferd,
Ihn traf im blut'gen Waffentanz
Des Ritters Florian wucht'ge Lanz'.
Auf des heiligen Medardus Tag
Geschah diese große Niederlag'.“

Der Ritter Florian schäumte vor Wuth, doch so wenig wie eine Stechfliege sich durch die nach ihr geführten Schläge verscheuchen läßt, so wenig war der lästige Schwätzer Gloriosus durch Schimpfreden und Drohungen zu vertreiben; seine Foppereien wurden nur um so irritirender.

„So macht es gerade Euer verehrungswürdiger Vater, wenn man von der Schlacht bei Montlhery spricht,“ rief

er dem Davoneilenden nach; „offenbar hat sich auf Euch jene spröde Bescheidenheit vererbt, die nun einmal durchaus keine Lobpreisung vollbrachter Großthaten duldet.“

Wäre es übrigens bei den Witzeleien des Narren geblieben, so hätte der Ritter Florian noch von Glück zu sagen gehabt; aber die Kälte, um nicht zu sagen die Geringschätzung, die ihm in den Mienen und dem Benehmen seiner Kameraden begegnete, kränkte ihn noch weit empfindlicher. Die eigentliche Veranlassung zu dem Zweikampfe wurde, insofern die Person der Prinzeß Maria dabei in Frage kam, unter den jungen Leuten aus lobenswerther Rücksicht unerörtert gelassen, Aminens offene Selbstanklage aber und das grelle Licht, welches dieselbe auf Florian's Handlungsweise warf, wurde um so eifriger besprochen, und selbst der Ritter von der Hetzpeitsche, sowie der mit der geschwollenen Nase, sonst seine treuesten Freunde, fielen von ihm ab und bereuten, sich als Sekundanten an einem so wenig ehrenvollen Handel betheiligt zu haben. Sie fragten sich auch, woher denn eigentlich der Groll rühre, den sie gegen den Prinzen von Savoyen gehegt, und da sie sich hierauf keine Antwort zu geben wußten, so gingen sie nun plötzlich zu dem entgegengesetzten Extreme über und wetteiferten förmlich mit dem Ritter von der Mettwurst, dem vom ausgestopften Fuchsbalg und jenem vom Mondschein in Bezeigungen ihrer Achtung und Ergebenheit für den Verwundeten.

Die Herren Ritter waren nicht die Einzigen, die unserem jungen Freunde in dieser Weise huldigten, es fand sich unter Anderen auch sehr oft der asthmatische Haushofmeister bei ihm ein, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande, im Grunde aber nur, weil er für den Prinzen eine innige Zuneigung gefaßt hatte.

Und dem Prinzen seinerseits machte es Spaß, den alten Mann in seiner sonderbaren Idee zu bestärken, daß sie Beide auf einem Sterne der Milchstraße sich befänden und von dort aus auf ihren ehemaligen Wohnort, die Erde, hinabblickten.

„Wohl uns," sagte er eines Tages zu dem ihm stets mit einer gewissen Andacht zuhörenden Manne, „wohl uns, Herr Robert Vandermart, daß Alles, was wir hier in der Milchstraße wahrnehmen, nur der Reflex von etwas früher Dagewesenem ist, denn erlebten wir es wirklich, so müßten wir doch sicherlich von manchen Widerwärtigkeiten recht unangenehm berührt werden. Wie müßte mich z. B. gerade jetzt die verwünschte Wunde schmerzen, die ich mir in der Stechbahn holte!"

„Schmerzt sie Euch denn nicht, Durchlaucht?" fragte mit der Miene des Staunens der Haushofmeister.

„Ei nun, Ihr wißt ja, mein würdiger alter Herr," entgegnete Bruno, „daß die reproductive Thätigkeit der Sinnesnerven oft zu seltsamen Täuschungen führt, und daß bloße Gedächtniß-Vorstellungen manchmal an Leb-

haftigkeit wirklichen Sinneswahrnehmungen fast gleichkommen. Ihr werdet selbst oft genug diese Beobachtung gemacht haben. Ihr dachtet z. B. an eine saure Gurke, und gleich lief Euch das Wasser im Munde zusammen. Nicht wahr?“

„Allerdings, Durchlaucht, auch fühle ich manchmal einen Kitzel in der Nase, wenn ich an den schönen Schnupftabak denke, den ich Euch ausliefern mußte.“

„Nun gut, Herr Vandermart, gerade so habe auch ich hin und wieder eine Empfindung in der Schulter, als sei mir erst vor wenigen Tagen die Lanzenspitze dort eingedrungen; wende ich mich aber dann wieder mit aller Energie meines Geistes der Vorstellung zu, daß die Wunde schon seit vierhundert Jahren geheilt ist, dann schwindet augenblicklich der Schmerz.“

„Wunderbar, höchst wunderbar,“ schnaubte der engbrüstige Haushofmeister. „Ja, ich sagte es Euch ja gleich, mein Prinz, daß in dieser Vorstellung ein mächtiger Trost liege.“

„Und ich bin Euch für Eure Belehrung zum größten Danke verpflichtet, denn von selbst wäre ich nimmermehr auf den Gedanken gekommen. Zieht aber auch selbst aus Eurer Lehre möglichst viel Nutzen, Herr Vandermart, und klagt nicht, wie Ihr es seit einigen Tagen fortwährend thut, über Schmerzen in einem Zahn, der Euch vor vierhundert Jahren ausgezogen wurde.“

„Ich sollt' es freilich nicht, mein Prinz, und gewiß, ich will nicht mehr klagen."

„Das höre ich gern, werther alter Herr, die Gedächtniß-Vorstellungen dürfen nicht zu lebhaft werden, die reproduktive Thätigkeit der Sinnesnerven darf uns nicht irreführen."

Mit einem tiefen Seufzer entfernte der Haushofmeister das Tuch, welches er zur Linderung des Zahnschmerzes um den Kopf gebunden hatte, und schlich beschämt und nachdenklich aus dem Zimmer.

„Es is doch anjenehm, daß man weeß, wie man so 'ne Pein loswerden kann; bitte, verjessen Sie es nich wieder," rief ihm Roland, der Alles mit angehört hatte, nach. „Schade nur," fuhr er, gegen seinen Herrn gewendet fort, als sich hinter dem Haushofmeister die Thür geschlossen hatte, „schade nur, daß ick nich schon so klug war, als ick in den Wald von die Mecklenburger Bauern die riesigen Kloppe gekriegt hatte; die möcht' ick ooch recht jern um vierhundert Jahre zurückjewünscht haben. Aber, Scherz bei Seite, jnädigster Herr, ick muß Sie wirklich anwundern, daß Sie mit den ollen Menschenquäler so ville Jeduld haben un in den Unsinn einstimmen. Seinen Schwerpunkt nach die Milchstraße verlegen — nee, dat übertrifft noch die Politik von Beust! Wenn Eenem ooch jrade nich der Zahnschmerz dabei verjeht, Hören und Sehen verjeht Eenem uf jeden Fall!"

Es hatte sich mit wunderbarer Schnelligkeit auf dem Schlosse die Kunde verbreitet, daß in dem alten Thurme ein Gespenst gesehen worden sei, das sowohl der Prinzeß als auch dem Fräulein de Chanteraine und der Kammerzofe Margot einen großen Schrecken eingejagt habe. Die abergläubigen Dienstboten, die männlichen nicht weniger als die weiblichen, geriethen hierüber in die höchste Aufregung, denn von jeher ging auf St. Hubert eine Allen bekannte Sage von einem Geiste, der sich zu gewissen Zeiten Solchen zeige, denen ein schweres Unglück bevorstehe.

Diesmal aber schien das zu erwartende Unglück sehr viele Personen in gleicher Weise zu bedrohen, denn der Geist ließ sich überall blicken. Zwei der Küchenmägde hatten ihn durch das Fenster der Milchkammer gucken sehen, worüber Beide in Ohnmacht gefallen waren; der Plätterin war er im Waschhause begegnet, und der Kutscher und ein Stallknecht berichteten, daß er, einem hellen Lichtstreifen gleich, vom Heuboden in die Wagenremise hinuntergeglitten sei. Den zuverlässigsten Beschreibungen nach war der Geist ein dürres, sechs Ellen langes, hohläugiges, merklich schlotterndes und klapperndes Todtengerippe von überaus schauderhaftem Aussehen und unwirschem Benehmen; das Schlimmste aber an ihm war seine unregelmäßige Lebensweise, denn er band sich nicht, wie andere seines Gleichen, an gewisse nächtliche Stunden,

sondern begann schon Abends in der Dämmerung seinen unheimlichen Rundgang und konnte auch Morgenluft wittern, ohne erheblich davon incommodirt zu werden.

Bald war es auf St. Hubert so weit gekommen, daß keine der Mägde Abends allein durch die langen Corridore zu gehen, geschweige denn die dunklen Wendeltreppen zu betreten wagte, ja mehr als Einer der Diener sich scheute, selbst am hellen Tage ohne Begleitung in den großen Ahnensaal zu gehen oder zwei Minuten lang in der alten Halle zu verweilen.

Ob nun Marotte durch gelegentliche Anwendung ihres langen schneeweißen Leichentuchs und der häßlichen Todtenmaske dieses ganze Gerede hervorgerufen und unterhalten hatte, oder ob dasselbe lediglich der erhitzten Einbildungskraft der obengenannten Personen entsprungen war, darüber vermag ich keine genügende Auskunft zu geben. Dagegen weiß ich mit Bestimmtheit, daß es keine übernatürliche Erscheinung, sondern die als Geist drapirte Marotte war, die eines Abends zu noch früher Stunde das Stubenmädchen Lisette auf den Tod erschreckte, so daß sie mit einem gellenden Schrei dem Schildknappen Reginald in die Arme sank, gerade als er ihr einen Kuß hatte rauben wollen, worauf der gute Reginald, statt nun die günstige Gelegenheit zu benützen und Lisette zu küssen, diese vielmehr in äußerst rauher und übereilter Weise mit

sich fortzerrte und dabei wie ein angeschossener Büffel brüllte: „Huh, huh, das Gespenst, das Gespenst!"

Ich weiß ferner mit Bestimmtheit, daß Lisette dem Schildknappen sein einfältiges Benehmen später — doch davon wollte ich ja nicht reden — ich weiß bestimmt, wollte ich sagen, daß es kein Gespenst, sondern Marotte war, die gleich darauf an Bruno's Thür pochte und, nachdem sie sich ihres Gespensterhabits entledigt hatte, zu ihm ins Zimmer trat.

In lebhaftester Weise bezeugte Bruno der Zwergin seine Freude über ihr Kommen; fast hätte er sie im Uebermaß des Entzückens aufgehoben und an seine Brust gedrückt.

„Und nun sprecht, meine vortreffliche kleine Freundin," bat er, „bringt Ihr mir gute Nachrichten? Was macht Eure holde und anbetungswürdige Herrin? Verzeiht sie mir wirklich meine Kühnheit? Weiß sie um die letzten Ereignisse? Darf ich hoffen, daß bald . . ."

„Gerechter Himmel, welch ein Ungestüm, mein Prinz!" rief, ihn unterbrechend, Marotte. „Sollte man es für möglich halten — nach solch einem Aderlaß!"

„Sprecht nicht von Aderlässen, theuerste Freundin, denn wahrlich erst mit meinem letzten Blutstropfen könnte das heiße Verlangen, mich der Geliebten zu Füßen zu werfen, aus meinem Herzen weichen. Drum redet, Marottchen, wann werde ich endlich so glücklich sein, sie zu . . ."

„Geruht, mein Prinz, erst mir einige Fragen zu beantworten, und Ihr sollt dann Alles erfahren, was ich Euch zu sagen vermag. Habt Ihr meinen Brief erhalten?“

„Ja, auf Umwegen, aus den Händen des Ritters Florian.“

„Die Schuld liegt an der Ungeschicklichkeit Margot's. Uebrigens war es vielleicht am besten so. Ich forderte Euch in dem Briefe auf, zu einer bestimmten Abendstunde in den Bärenzwinger zu steigen...“

„Und ich wäre gekommen, hätten sich nicht die Umstände, unter welchen die Einladung erging, so durchaus geändert.“

„Würde Euch denn nicht Eure Wunde daran gehindert haben?“

„Meine Wunde hätte mich nicht abgehalten, in den Tartarus hinabzusteigen, falls durch diesen der Weg zu der Geliebten führte.“

„So stellt Euch denn heute Abend ein.“

„Mit tausend Freuden!“

„Ihr müßt mir in kurzer Entfernung folgen.“

„Wird man uns nicht sehen und zurückhalten?“

Marotte zeigte ihm nun ihr Gespenstercostüm und berichtete ihm, wie das Entsetzen, das sie einflöße, alles Lebende vor ihr hertreibe, wie auf der Hetzjagd der Rüde das scheue Wild.

„Eine Escorte von hundert Bewaffneten würde Euch nicht mehr Sicherheit gewähren, als dieses Leichenhemd und diese Maske," betheuerte sie; „auf dem Rückwege werdet Ihr selber das Gespenst machen, und Alles wird gut gehen."

Bruno lachte sehr über die Schilderung, welche ihm Marotte noch über ihren nächtlichen Besuch bei der Chanteraine entwarf, und er spendete ihrer Erfindungsgabe das verdiente Lob.

„Weiß die Prinzeß, daß ich im Zimmer der vertriebenen Duenna erscheinen werde?" fragte er.

„Ach, Durchlaucht, wo denkt Ihr hin," entgegnete Marotte, „wüßte dies die Prinzeß, dann würdet Ihr sie sicherlich nicht zu sehen bekommen, denn sie ist über die Maßen schüchtern, und nur durch List kann die Begegnung herbeigeführt werden. Ist aber die List gelungen, dann macht Euch die Gelegenheit zu Nutze und — doch, was brauche ich einem so vollkommenen Ritter noch gute Lehren zu geben, wie er das Herz seiner Schönen im Sturm zu nehmen hat? Nur so viel sei Euch ins Ohr geflüstert — ei, so bückt Euch doch ein wenig tiefer — so ..."

Es ist leider ein Geheimniß geblieben, was Marotte dem liebetrunkenen jungen Grafen ins Ohr flüsterte, dagegen hat die Chronik die interessante Thatsache verzeichnet, daß Bruno nun wirklich die Zwergin voll Entzücken in die Arme schloß und dreimal küßte.

„O Jemine, Jemine!“ rief Marotte ganz athemlos, jedoch keineswegs im Tone unversöhnlichen Zornes, „ist das auch ritterlich? — Ist es prinzlich, frag' ich? Sich gegen eine wehrlose Dame so zu benehmen! Mein Vertrauen so zu täuschen! O pfui, Durchlaucht, pfui!“

Marottens Aufregung legte sich übrigens schnell wieder, und sie brachte nun die Rede auf den Ritter Florian.

„Von seiner Seite habt Ihr keine Hindernisse mehr zu befürchten, Durchlaucht,“ erklärte sie; „er hat durch seinen Zweikampf mit Euch die Achtung aller Leute eingebüßt, und, weil er dies selber recht wohl fühlte und den Wunsch hegen mochte, sich in der guten Meinung der Prinzeß zu rehabilitiren, erschien er heute Vormittag kecker Weise im Thurm. Die Prinzeß, von bitterem Unwillen gegen ihn erfüllt, weigerte sich, ihn zu sehen; ich aber redete ihr zu, die gute Gelegenheit doch zu benützen, um ihrem Herrn Vetter ein für allemal seine thörichten Hoffnungen zu benehmen. Das geschah denn auch mit so vieler Entschiedenheit, wie die Prinzeß nur immer aufzubieten vermag, und Ihr dürft hieraus auf die warmen Gefühle schließen, die sie für — — doch halt, halt, ich bin da einmal wieder ins Plappern gekommen und könnte am Ende mehr verrathen, als Ihr zu wissen braucht. Seid Ihr bereit, mir zu folgen, mein schöner Prinz von Savoyen?“

Bruno musterte mit einem schnellen Blick seinen Anzug und die schwarzseidene Binde, in welcher sein linker Arm ruhte.

„Laßt das gut sein," bat Marotte, „da wo Ihr hingeht, trägt man auch gerade keine Ballkleider, und was die Binde betrifft, die Ihr mit so großem Mißbehagen beschaut, so seid versichert, daß sie in den Augen der Prinzeß Eure schönste Zierde sein wird. Die Zeit drängt, gehen wir, bitte!"

Marotte warf ihr weißes Leintuch über und wurde plötzlich um fast eine Elle länger; eine scheußliche, kreideweiße Larve grinste Bruno an.

Es wäre unnöthig, das Gespenst und den hinterdrein schreitenden dunklen Schatten auf dem langen Wege durch die verschiedenen Räumlichkeiten des Schlosses bis an den Burggraben zu begleiten. Es begegnete ihnen keine Menschenseele, und nur einmal hörten sie am Ende eines langen Ganges eine Thür heftig zuschmettern, worauf ein Lärm folgte, als poltere Jemand kopfüber eine Treppe hinunter. Im Bärenzwinger angelangt, erfaßte Marotte Bruno's Hand und zog ihn, dicht an die Mauer gepreßt, mit sich fort. Troll war äußerst ungehalten über den Besuch des Fremden und zerrte unter dumpfem Brummen an seiner Kette.

„Macht Euch nichts aus dem alten Griesgram," sagte Marotte, „Ihr seht, daß er Euch unmöglich mit

der Tatze erreichen kann, wenn Ihr Euch nur dicht an die Mauer haltet. Hier ist der Pfeiler, von welchem ich Euch schrieb, und hier die geheime Thür. Nun bückt Euch aber, denn der Gang ist etwas niedrig."

Wenige Minuten später befanden sich Beide in dem von Fräulein de Chanteraine verlassenen und jetzt völlig leeren Zimmer. Es herrschte hier eine tiefe Finsterniß. Marotte zündete eine in Bereitschaft gehaltene Lampe an.

„Ich gehe jetzt, die Prinzeß hieher zu locken," sprach sie, „die ersehnte Stunde ist da, mein Prinz; macht nur, daß sie auch eine entscheidende werde für die ganze Zukunft."

Mit diesen Worten huschte sie aus dem Zimmer. Bruno fühlte sein Herz pochen, wie noch nie zuvor.

Begleiten wir die Zwergin in das uns bekannte Wohnzimmer. Hier saß die Prinzeß auf einem Canapé, über einen Stickrahmen gebeugt, auf den das volle Licht einer Lampe fiel. Sie sah blaß und angegriffen aus und war offenbar mehr in ihre Träumereien, als in ihre Arbeit vertieft, denn die feine weiße Hand, welche die Nadel hielt, ruhte unbeweglich auf dem Rahmen. Bei dem hastigen und geräuschvollen Eintreten Marottens fuhr sie erschrocken in die Höhe.

„Verzeihung, Hoheit, daß ich Eure angenehme Abendunterhaltung störe," rief Marotte wie ganz außer Athem, „aber ein seltener Vogel hat sich soeben hier im Thurm gefangen; den möcht ich Euch gern zeigen."

„Ein Vogel?“ fragte verwundert die Pinzeß.

„Ein Vogel mit prächtigem Gefieder,“ betheuerte Marotte, „halb Singvogel, glaub' ich, halb Raubvogel.“

„Welch ein Unsinn, Marotte,“ lachte die Prinzeß, „eines von beiden kann er ja nur sein.“

„Das weiß ich denn doch nicht,“ sagte Marotte mit großem Ernst, „er läßt die lieblichsten Locktöne hören, die man sich nur denken kann, fast wie eine Nachtigall, während er an Größe und Gestalt einem Edelfalken gleicht. Wollt Ihr ihn nicht sehen, Hoheit?“

„Wo kam er denn her, und wo ist er?“

„Er flatterte durch das offene Fenster in das früher von dem Fräulein bewohnte Zimmer. Ich schloß schnell die Läden, und er ist jetzt unser Gefangener.“

Die Prinzeß erhob sich rasch und folgte der Zwergin. Diese hatte, als sie Bruno im Zimmer des Fräuleins de Chanteraine allein ließ, ihn so postirt, daß ihn die Prinzeß nicht wohl im ersten Augenblick des Hereintretens bemerken konnte, und in der That schritt diese, von der schwatzenden Marotte geführt, fast bis in die Mitte des mäßig großen Raumes, ehe sie, mit den Augen überall den seltenen Vogel suchend, den jungen Grafen gewahr wurde.

Der Eindruck, den der plötzliche und unerwartete Anblick auf sie machte, war so überwältigend, daß sie an die Mystification gar nicht dachte, durch welche man sie

hieher gelockt hatte. Es tauchte überhaupt kein klarer Gedanke in ihr auf; nur ein unnennbar seliges Gefühl durchbebte ihr Innerstes und bemächtigte sich ihres ganzen Seins. Er stand vor ihr, er sprach zu ihr, nun beugte er ein Knie vor ihr, erfaßte ihre Hand, drückte einen Kuß darauf — dies sah, hörte, empfand sie — und für sonst nichts in der Welt hatte sie ein Bewußtsein.

Marotte war wie toll vor Freude, sie tanzte um die Beiden herum und rief lachend:

„Nun, Hoheit, hab' ich nicht die Wahrheit gesprochen? Ist's nicht ein gar seltener Vogel, der sich hier gefangen hat? Und ein hübscher und artiger noch dazu? Und seht nur, der Aermste ist flügellahm, o, der kann uns nicht wieder davonflattern.“

„Bin ich ein Vogel,“ sprach Bruno, voll Seligkeit in das mit Purpur übergossene Antlitz der Prinzeß emporblickend, „bin ich ein Vogel, was Wunder denn, daß mich ein unwiderstehliches Verlangen himmelwärts zog? Was Wunder denn, daß mein Flug so kühn nach der Sonne selbst gerichtet war? Doch ach, ich traute mir zu viel zu, und liege jetzt mit geknickten Schwungfedern zu Euren Füßen. Habt Erbarmen mit meiner Hülflosigkeit, holde und anbetungswürdige Prinzeß!“

„Der Vogel hat sich getäuscht,“ entgegnete die Prinzeß, verschämt den Blick zu Boden senkend, „denn statt den freien Himmelsraum zu durchmessen, umkreiste er nur

einen hochhangenden Käfig und stieß sich an dessen festen Stäben die Schwingen wund. Doch sie werden wieder heilen, und er wird dann weiter fliegen, wenn die Zugzeit kommt."

„Es gibt ein zauberkräftiges Wort, ihn auf immer zu fesseln, und Ihr, Prinzeß, seid die liebliche Fee, deren Mund es sprechen müßte."

„Steht auf, ich bitte Euch," drängte jetzt die Prinzeß mit steigender Verwirrung, indem sie ihm ihre Hand zu entziehen suchte.

„Erst wenn ich das Wort gehört habe, das mich für das ganze Leben zu Eurem glücklichen Gefangenen macht."

„Man könnte kommen — Euch hier sehen — o mein Gott, wie konnte ich auch nur einen Augenblick die Gefahr vergessen, in der Ihr schwebt. Steht auf, ich bitte flehentlich darum!"

„Das Wort, das Wort!"

Er umschlang mit seinem gesunden Arme ihre Taille, sie gab dem Drucke nach und beugte sich zu ihm nieder.

„Das Wort?" fragte sie leise.

„Ich liebe dich!"

„Ich liebe dich!" sprach sie ihm mit bebenden Lippen nach.

Was sich nun weiter begab, weiß ich nicht, denn die zwei Liebenden haben es mir nicht verrathen, und Marotte konnte mir darüber keine Mittheilung machen,

da sie, wie sie es eigentlich gleich Anfangs hätte thun sollen, bei dem letzten „Ich liebe dich" das Zimmer verließ, um draußen vor der Thür Wache zu halten. Genau drei Viertelminuten stand sie hier, als am Ende des kurzen Ganges eine Thür sich öffnete, und das Fräulein de Chanteraine mit einem Licht in der Hand heraustrat.

Hier galt es nun, mit Geistesgegenwart zu handeln, doch glücklicher Weise gebrach es hieran, wie wir wissen, Marotten nicht. Mit dem gellenden Schrei: „Das Gespenst, das Gespenst!" flog sie der Chanteraine entgegen, worauf diese das Licht fallen ließ, flugs Kehrt machte, in die soeben verlassene Stube zurückstürmte und hier todtenblaß, mit stieren Augen, halb entseelt auf einen Sessel niedersank.

Fast in dem nämlichen Moment erschien die Prinzeß auf dem Gange. Auch sie hatte, wie sie gleich darauf dem Fräulein sagte, den Schrei Marottens gehört, aber trotz der auch ihr eigenen Gespensterfurcht lag ein liebliches Roth auf ihren Wangen, ein Ausdruck von süßer Träumerei in ihren Augen, ein seliges Lächeln auf ihren Lippen. So verschieden sind oft die Wirkungen bei ganz gleichen Ursachen.

Das Gespenst stieg mittlerweile die in der dicken Mauer angebrachte Treppe hinunter und gelangte unangefochten hinüber in Bruno's Zimmer.

Fünfzehntes Kapitel.

Auszüge aus Briefen des Schloßcaplans Lupin an seinen Freund, den Herrn v. Waldstetten.

Lindemar, den 14. Juni.

Wir haben hier eine bewegte Zeit durchlebt, mein werther Freund, eine Zeit ängstlicher Erwartung, schnell sich drängender Ereignisse und einer schicksalsschweren Entscheidung. Noch üben die erschütternden Eindrücke, die namentlich die letzten Tage brachten, auf meinen Geist einen zu lähmenden Druck, und noch fühle ich mich auch körperlich zu angegriffen, als daß ich im Stande wäre, Ihnen einen so umfangreichen und eingehenden Bericht zu erstatten, als Sie dies wohl von mir zu erwarten berechtigt wären. Indeß zähle ich auf Ihre Nachsicht, und dies zwar um so mehr, als wir uns nun bald sehen werden und sich dann durch mündliche Mittheilung die Lücken leicht werden ausfüllen lassen.

In meinem letzten Briefe schrieb ich Ihnen von dem desperaten Zweikampfe, in den sich unser junger Freund

Bruno aus übertriebenem Ehrgefühl eingelassen hatte, und der leicht eine ganz andere Lösung des Knotens hätte herbeiführen können, als die von uns angestrebte. Glücklicher Weise war die Wunde, die der junge Graf davon trug, keine bedeutende, und die Heilung ging, Dank seiner guten Natur, schnell von Statten. Als ich nun sah, daß von diesem Zwischenfalle keine Störung unserer Pläne zu besorgen sei, weihte ich Bruno in dieselben ein. Meine unangenehmste Aufgabe bestand darin, ihn über das Verhalten seines Vaters aufzuklären, der aus Haß und Rachgier den Herzog in dem Glauben ließ, ihn getödtet zu haben, was in Verbindung mit jener phantastischen, aber ergreifenden Ladung vor Gottes Richterstuhl den Irrsinn des Unglücklichen zur Folge hatte. Ich drückte mich zwar mit größter Milde hierüber aus, doch ein Verfahren beschönigen, das in meinen Augen so verdammlich ist, dies konnte und wollte ich nicht. Uebrigens half auch Bruno's Liebe und Verehrung für den Vater besser über diesen schwierigen Punkt hinweg, als es alle sophistischen Entlastungsgründe gethan hätten, und der Brief, den ich in Folge Ihrer lobenswerthen Bemühungen in seine Hände legen konnte, dieser reuevolle Brief des Vaters und die darin enthaltenen Bitten an den Sohn, als Vermittler und Versöhner das begangene Unrecht, so weit möglich, wieder gutzumachen, tilgten schnell wieder aus Bruno's Brust die erwachten Gefühle bitteren Unwillens; er ging

mit dem regsten Eifer auf meine Vorschläge zur Heilung des Herzogs ein.

Aber auch noch eine andere Triebfeder war hiebei wirksam, seine Liebe für die Prinzeß. Er gestand sie mir bei dieser Gelegenheit und fügte freudetrunken hinzu, daß er sich wieder geliebt wisse. Ich denke, keinen unverzeihlichen Vertrauensbruch zu begehen, indem ich an Sie, lieber Herr v. Waldstetten, ein Geheimniß ausplaudere, das hoffentlich bald alle Welt kennen wird.

So viel über Bruno; ich wende mich jetzt dem Herzog zu. Sie wissen, daß diesmal die Aeußerungen seiner periodisch wiederkehrenden Gemüthsverstimmung Anfangs kaum bemerkbar waren. Das änderte sich jedoch sehr plötzlich, und noch nie sah ich den schwergeprüften Mann so gänzlich in düstere Schwermuth versunken, wie in jüngster Zeit. Schon seit acht Tagen verließ er sein Zimmer nicht mehr. Sein letzter Ausgang galt der Prinzeß, von der ihm berichtet worden, daß sie unpäßlich sei. Von da an hat er meines Wissens mit keinem Menschen mehr gesprochen, als nur mit mir allein, der ich fast beständig um ihn war. Er war, soweit sich dies aus seinen dunklen und verworrenen Reden schließen ließ, von der festen Ueberzeugung durchdrungen, daß diesmal der Richterspruch keinen neuen Aufschub erleiden werde, und er erwartete ungebeugten Muthes Tag und Stunde, da er, dem an ihn ergangenen Rufe folgend, vor dem Throne

des Ewigen zu erscheinen habe. Auch fand ich ihn in hellen Augenblicken für den Trost, den unser heiliger Glaube gewährt, weit empfänglicher als in früheren Jahren.

Der verhängnißvolle Tag kam. Ich hatte Alles aufs beste vorbereitet, und daß Bruno seine Aufgabe zu lösen wissen werde, darauf durfte ich rechnen. Unser scharfsinniger und erfahrener Rathgeber, der Doctor Burck, befand sich schon seit einigen Tagen — natürlich ohne Wissen des Herzogs — auf dem Schlosse. Sonst aber hatte Niemand eine Ahnung von unserem Vorhaben. Sie kennen die kleine Betstube neben dem Wohnzimmer des Herzogs. Hinter dem Altar mit dem großen silbernen Crucifix befindet sich eine mit Draperien verhängte Thür; dieser Umstand kam uns sehr zu Statten. Der Herzog hatte seit dem frühen Morgen keine Nahrung zu sich genommen, seine physischen Kräfte waren sichtbar erschöpft, eine krankhafte Blässe lag auf seinen eingefallenen Zügen. Die Dämmerung war längst eingebrochen, es wurde allmählich dunkel im Zimmer; er wollte aber kein Licht. Er saß zusammengekauert auf dem Sessel vor seinem Schreibtische, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend. Was in seiner von Irrsinn und Gewissensangst umdüsterten Seele vorging — wer vermöchte wohl sich davon eine Vorstellung zu bilden; aus seinem äußeren Verhalten hätte man jedoch schließen mögen, daß er geistig gesammelt und ruhig sei.

Da erdröhnten die mächtigen Schläge der großen Thurmuhr; gerade so mögen vor zwanzig Jahren zur nämlichen Stunde die Schläge einer anderen Uhr auf der Villa bei Tivoli erdröhnt haben, als der Herzog seinen von Blut triefenden Degen aus der Brust seines Opfers zog. Bei dem neunten und letzten Schlage erhob er sich. „Ich komme!“ sprach er mit fester Stimme, und schritt auf die Thür zu, die in die Betstube führt. Ich folgte ihm auf dem Fuße. Er öffnete die Thür, der helle Schein der auf dem Altar brennenden Kerzen blendete auf einen Moment meine an die Dunkelheit gewöhnten Augen.

Der Herzog schritt vorwärts, als wolle er auf den Betschemel niederknien; da aber stieß er einen lauten Schrei aus und prallte heftig zurück; er wäre zu Boden gefallen, hätte ich ihn nicht in meinen Armen aufgefangen. Was sich hoch über dem Altare, von hellem Schimmer umflossen und wie in himmlischem Strahlenglanze schwebend, seinem Blicke zeigte, wie hätte es ihn, dessen ganze geistige Thätigkeit auf die Eine Vorstellung zusammengedrängt war, in diesem nämlichen Augenblick mit seinem Ankläger vor den Thron des Allmächtigen treten zu müssen, wie, sage ich, hätte es ihn nicht bis in die tiefsten Tiefen seiner Seele erschüttern müssen! — Er hatte Bruno immer nur in dem entstellenden Prunk eines Ritters aus dem fünfzehnten Jahrhundert, und zwar zu einer Zeit

gesehen, da die Erinnerung an die Vergangenheit mit der ihn beherrschenden Monomanie aufs engste verschmolzen war; jetzt aber, da eben diese Vergangenheit, gleichsam aus dem Nebel des Irrsinns sich loswindend, in furchtbarer Klarheit vor sein inneres Auge trat, jetzt sah er ihn in der gleichen Tracht, die der vermeintlich Getödtete getragen, und auch sonst durch künstliche Nachhülfe in das treue Ebenbild desselben umgewandelt; in der That, keine vollkommenere Täuschung läßt sich denken. Und wie das Mittel, durch welches wir auf den psychischen Zustand des Unglücklichen einwirken wollten, ein möglichst wirksames war, so war auch der Erfolg ein durchaus entscheidender. In mildem Tone und in ergreifenden Worten verkündete ihm die Erscheinung den Widerruf der an ihn ergangenen Vorladung und ermahnte ihn, nun, da ihm seine Schuld vergeben sei, auch seinem Schuldner zu vergeben, der nicht mehr als Ankläger, sondern als ein um Versöhnung Flehender vor ihm stehe. Da richtete sich der Herzog empor, seine Augen strahlten wie verklärt, er athmete tief auf, wie von einem furchtbaren Drucke befreit, dann that er einen Schritt vorwärts und warf sich mit erhobenen Händen auf die Kniee nieder. „Gepriesen sei der allmächtige Gott, der mir so große Gnade widerfahren läßt," rief er, „ja, seine Barmherzigkeit hat keine Grenzen, denn wie auch die Menschen sündigen mögen, ihr reumüthiges Gebet findet bei ihm Erhörung!" Da aber sank er wie

leblos auf den Boden hin; der Doctor Burck, der schnell herbeigeeilt war, und ich trugen den Ohnmächtigen fort.

Am 17. Juni, Morgens.

Der Herzog liegt seit jenem Abende schwer erkrankt danieder; die Aerzte, der Doctor Burck sowohl als der alte Angelo Catto, zweifeln an seinem Aufkommen. Haben wir, indem wir die Krankheit seines Geistes heilten, ihn körperlich getödtet? Dieser Gedanke, lieber Freund, bewältigte mich dergestalt, daß ich keinen anderen mehr zu fassen vermochte, sondern Tag und Nacht mich in Angst und qualvoller Unruhe verzehrte. Ich theilte meine Gewissenszweifel dem Doctor Burck mit, und Gott sei Dank, es gelang ihm endlich, mir durch die überzeugendste Beweisführung die Ungerechtigkeit einer solchen Selbstanklage darzuthun. Die physischen Kräfte des Herzogs waren, behauptet er, so völlig erschöpft, daß die jetzige Krisis unter allen Umständen eintreten mußte. Sicher aber hätte sie den Tod herbeigeführt, wäre sie unter den Schrecknissen erfolgt, die ihm in jener Stunde seine krankhaft erregte Phantasie vorspiegelte, und nur durch die Entlastung seines Gewissens und durch die Befreiung seines Geistes aus den Banden des Irrsinns wurde die Möglichkeit einer gleichzeitigen körperlichen Genesung gewonnen. — Die Richtigkeit der Argumentation leuchtet mir ein; sie wird auch die etwaigen Scrupel heben, die Sie sich machen könnten. Immerhin aber befanden wir uns in

einem peinlichen Dilemma, und ich flehe zu Gott, daß nie wieder eine so furchtbare Verantwortung auf mich gewälzt werden möge. — Ich fühle mich in hohem Grade angegriffen, die Feder entsinkt meiner müden Hand.

Nachmittags.

Der Doctor Burck eröffnete in meinem Beisein dem Herzog, in welcher Gefahr sein Leben schwebe. Dieser hörte es mit großer Ruhe. „Ich fühle, daß ich sterben muß," sprach er, „doch fürchte ich den Tod nicht, da Gott mir Gnade erwiesen und den dunklen Nebel zerstreut hat, der zur Sühne meiner Sünden so lange Jahre hindurch meinen Geist umhüllte."

In der That, sein Verstand ist frei und klar, auch weiß er jetzt Alles. Er hat unter vier Augen mit Bruno gesprochen, und dieser hat ihm über die Schicksale seines Vaters umständlich berichtet und dessen reuevolle Bitte wiederholt, über alles Geschehene den Mantel christlicher Liebe zu breiten. Auch hat Bruno ein Bekenntniß seiner Gefühle für die Prinzeß abgelegt, und der Herzog hat seine Bewerbung mit großer Freude aufgenommen. „Nicht besser konnte die Versöhnung zwischen meinem Schwager und mir besiegelt werden, als durch die Verbindung seines Sohnes mit meiner Tochter," sagte er gestern zu mir, „der Himmel, der es so wunderbar gefügt, wird ihren Bund segnen."

Von dem Irrwahne, in welchem er seit zwanzig

Jahren befangen war, spricht er nur mit tiefer Beschämung. Wir sind bemüht gewesen, Alles aus seiner Nähe zu entfernen, was ihn an seine fixe Idee erinnern konnte: die burgundischen Wappen und Fahnen, die Rüstungen und Waffen, die bunten Trachten der Dienerschaft u. s. w. Bemerkte er aber noch ein von uns übersehenes Stück des barocken Tandes, dann wendete er sich mit Abscheu davon ab und gab durch lebhafte Geberden zu verstehen, daß man es ihm aus den Augen rücken möge. Ob ihm übrigens Alles gegenwärtig ist, was sein Irrsinn gebar — ich zweifle daran; manchmal will es mich bedünken, als sei die Erinnerung daran fast eben so sehr getrübt, wie vor seiner geistigen Genesung die Erinnerung an früher Erlebtes.

Am 18. Juni, Abends.

Heute Morgen begehrte der Herzog zu beichten, dann verlangte er nach dem Notar, um sein Testament zu machen. Später fiel er in eine Ohnmacht, die so lange dauerte, daß wir Alle meinten, sie werde mit dem ewigen Todesschlafe endigen. Er kam jedoch wieder zu sich und drückte mit schwacher Stimme den Wunsch aus, noch vor seinem Tode seine Tochter mit Bruno getraut zu sehen. Gegen Mittag vollzog ich im Sterbezimmer die heilige Handlung. Die Stola war um die vereinten Hände geschlungen, der Segen über die gewechselten Ringe gesprochen, und die Neuvermählten knieten neben dem Bette

des Herzogs. Da streckte er segnend die Hände über sie aus und ermahnte sie, aus seinen Leiden eine Lehre zu schöpfen und nie ihr eheliches Glück durch Zweifelsucht und ungerechtfertigtes Mißtrauen zu gefährden.

Nachmittags um zwei Uhr versah ich den Herzog mit dem heiligen Sacramente. Eine Stunde später hauchte er in den Armen seiner Tochter und seines Schwiegersohnes den letzten Seufzer aus.

Sechzehntes Kapitel.

Das Ende dieser wahren Geschichte.

Man hatte die Leiche des Herzogs in der Gruft der Schloßkapelle beigesetzt, und man hatte dann auch seinen ganzen burgundischen Hofstaat zu Grabe getragen. Auf St. Hubert oder Lindemar, wie wir das Schloß jetzt nennen müssen, sehen wir keinen Ritter mehr und keinen Troubadour, keine Pagen und Schildknappen und Reisige, denn die beiden Testaments-Vollstrecker, Herr v. Waldstetten und der Doctor Burck, haben unter dem parasitischen Gesindel, wie es der Erstere nannte, furchtbar aufgeräumt, und der jetzige Schloßherr, der Graf Bruno

v. Arnheim, hat ihnen darin wacker beigestanden. Vergeblich würdet Ihr Euch nach dem Oberstallmeister Herrn v. Ravenstein und dessen Sohn Florian umsehen, vergeblich auch nach dem schielenden Oberhofmeister und Intendanten, Herrn v. Aimeries. Sie sind von dannen gezogen zugleich mit dem Fräulein de Chanteraine, den zwei Minnesängern Calezon und Johann v. Aqua Mortis und noch vielen Anderen. Sie gingen nicht in der rosigsten Laune; denn, obgleich der Herzog in seinem Testamente jeden Einzelnen bedacht hatte, so war er doch in den letzten Stunden seines Lebens zu der Erkenntniß gekommen, daß Dieser und Jener ihm nur aus schnödem Eigennutz gedient und schon längst sein Schäfchen ins Trockene gebracht haben dürfte, und darum entsprachen auch einige der Vermächtnisse keineswegs den hochgespannten Erwartungen der Betreffenden.

Nur wenigen der uns bekannten Gestalten begegnen wir noch auf Schloß Lindemar, und diese Wenigen sind uns durch die mit ihnen vorgegangene Umwandlung fast ganz fremd geworden. Wie gar seltsam nimmt sich zum Beispiel der ehemalige Hofnarr Gloriosus in seinem modernen schwarzen Traueranzuge aus! Er ist kaum noch zu erkennen. Bruno hat den drolligen Burschen liebgewonnen, weil derselbe mit Witz und guter Laune vortreffliche Eigenschaften des Herzens vereint. Er hat seinem verstorbenen Herrn aufrichtige Thränen nachgeweint, und

er verspricht, die treue Anhänglichkeit, die er für den Herzog gehegt, auf dessen Nachfolger zu übertragen. Als ihn Bruno fragte, ob er bei ihm bleiben wolle, in welchem Falle er ein passendes Amt erhalten solle, ging Gloriosus mit Freuden auf den Vorschlag ein, stellte jedoch zwei Bedingungen: daß das Amt ein Faulamt sein müsse, und daß er die ihm liebgewordene Gewohnheit, die Wahrheit zu reden, auch fernerhin beibehalten dürfe, ohne dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden.

„Bewilligen Sie mir dies, Herr Graf, dann wird Ihnen Andreas Biermann als gastronomisch gebildeter Obst- und Gemüse-Inspector, zuverlässiger Delicatessen-Director, erfahrener Weinproben-Taxator, umsichtiger Festmal-Ordonnateur und erprobter Cigarren-Fumeur, kurz in jedem seinen Talenten und Fähigkeiten entsprechenden Fache mit treuer Pflichterfüllung, unbegrenzter Opferwilligkeit und unermüdlichem Eifer dienen und stets auf der Höhe seiner Aufgabe stehen.“

Der Graf ging lachend auf Alles ein, was Andreas Biermann wünschte, und dieser blieb auf dem Schlosse; es ist mir aber unbekannt, welche amtlichen Functionen ihm daselbst übertragen worden sind.

Auch einen anderen unserer alten Bekannten finden wir noch auf dem Schlosse; es ist dies der Haushofmeister Robert Vandermart, der aber jetzt zugleich mit seinem oft betrauerten Hausrocke und den bequemen Pantoffeln seinen

ursprünglichen Namen Lorenz Mayer wieder trägt. Es ist, wie es von einem alten asthmatischen Manne nicht anders zu erwarten war, dem Lorenz Mayer blutsauer angekommen, den ungeheuren Rücksprung von der Milchstraße bis zur Erde hinunter zu vollführen. Es wirbelt ihm noch immer der Kopf darob, er fragt sich manchmal ganz verwirrt, ob er denn auch wirklich jemals in der Milchstraße war, und dann regen sich in seinem Innern starke Zweifel, hinsichtlich seiner aus Littrow's astronomischen Werken geschöpften Vorstellung von der Möglichkeit, nach dem Tode den Lichtstrahl gleichsam als ein vor- und rückwärts zu schraubendes Fernrohr zu benützen. Eines jedoch tröstet wiederum den guten Alten über das bedenkliche Wackeln und Schwanken seines sinnreichen Theorems: der ungestörte Genuß des Schnupftabaks und die volle Freiheit, zur Linderung des häufigen Zahnschmerzes ein Tuch um den Kopf binden zu dürfen.

Daß Marotte — sie wird jetzt Fräulein Jenny genannt — bei ihrer vielgeliebten Herrin geblieben ist, versteht sich von selbst; hat sie ja doch durch ihr ungenirtes Eingreifen in die Speichen des trägen Schicksalsrades diesem den mächtigen Umschwung gegeben, dem die Prinzeß all ihr Glück verdankt. Darum fühlt sie sich denn auch nicht wenig. Ihr solltet sie nur hören, wenn sie der Kammerzofe Margot mit wichtiger Miene auseinandersetzt, wie die Prinzeß Maria aus purem Mangel an männlicher

Bekanntschaft am Ende unverheirathet geblieben wäre, wenn nicht sie, Jenny, wie ein Deus ex machina holterdiepolter dazwischen gefahren wäre, diesem schlimmsten aller Mißstände, von welchem eine junge Dame heimgesucht werden könne, ein schnelles Ende zu machen.

Einst, als sie von dem Grafen und der Gräfin sprach, schloß sie mit einem selbstgefälligen Lächeln:

„Sie sind mir aber auch dankbar, weil ich ihr Glück gegründet habe, ja sie verehren mich fast wie ihren Schutzengel und würden mir unbedingt jede Bitte gewähren, die ich an sie richten dürfte. Sollte es zum Beispiel zwischen dir, liebe Morgot, und dem Roland so weit kommen . . .“

„Nennt ihn doch nicht mehr Roland und mich nicht Margot,“ unterbrach sie naserümpfend die Kammerjungfer.

„Nun denn, meine gute Nanny, wenn es also zwischen dir und Herrn Johann Pannemann so weit kommen sollte, daß Ihr eine hübsche Aussteuer gebrauchen könntet, so zähle auf mich. Aber, da stehe ich nun wieder und verplaudere die Zeit und denke nicht daran, daß meine Freundin, die Gräfin, gewiß schon sehnlichst nach mir verlangt. Adieu!“

Es mag hier bemerkt werden, daß es in der That sehr bald zwischen Johann Pannemann und der hübschen Nanny so weit kam, daß sie der Fürbitte des Fräuleins

Jenny bedurften, die sich denn auch als überaus wirksam erwies.

Zwar ging nicht Alles in Erfüllung, was Roland der hübschen Margot vorgespiegelt hatte, als er sich noch um ihre Gunst bewarb: er machte sie nicht zur geheimen Garderoberäthin; doch die Seligkeit der Flitterwochen tröstete den braven Burschen über die Vereitlung dieser hochfliegenden Hoffnung, sowie über noch andere Fatalitäten, die ihm anfänglich großen Aerger verursacht hatten. Nur mit dem lebhaftesten Bedauern hatte er sich in die Degradation gefunden, die für seinen Herrn und ihn selber aus der gänzlichen Umwälzung aller Verhältnisse erfolgt war; er blickte auf das prunkhafte Hofleben zurück wie auf einen wonnevollen Traum, den keine auch noch so glückliche Wirklichkeit ersetzen könne, und namentlich schmerzte ihn der Verlust des bunten Knappen-Anzuges, in welchem er so oft insgeheim den Egmont gespielt hatte.

„Denn weeßte, Nanny," sagte er zu seiner Frau, „jedes Jeschäft hat seine Reclame nöthig, un dat unsrige kann den äußeren Jlanz nu erst recht nicht entbehren. Bei dem Hofstaat von eenen Prinzen anjestellt sind, un wenn es och nur een depossedirter is, bringt mehr Ehre un Ansehen, als in dem Hause von eenen bloßen Jrafen conditioniren, un, mag man nu dajegen sagen, was man will — dat burjundische Costüm verleiht mehr Würde,

als eene janz jewöhnliche Livrée, wie du sie in Berlin mang die Linden schockweise sehen kannst. Doch, was helfen alle Klagen? Die Ideale sind zerronnen, die einst das trunkene Herz jeschwellt, wie unser jroßer Schiller sagt, un jetzt heeßt es einfach: Wessen Brot ick esse, dessen Lied ick singe. Merke dich diese nützliche Lehre, Frau Pannemann, un nu lange mir mal die Zeitung her, ick muß sie schnell lesen, ehe ick sie dem jnädigen Herrn bringe; der versteht sich so nich jroß uf die Politik."

Gern möchte ich noch, bevor ich die Feder aus der Hand lege, ein Bild von dem ehelichen Leben des jungen Grafen und seiner Gattin entwerfen; doch bereitet mir dies einige Schwierigkeiten. Wollte ich nämlich nur die hell und lieblich strahlende Lichtseite desselben malen, so würden mir hiezu die gluthreichen Farbentöne fehlen, und wollte ich mehr auf die Schattenpartien meine Sorgfalt verwenden, so dürfte das Bild ein düsteres und darum unwahres werden. Denn in der That, wenn auch das Glück, welches Eines im Besitze des Anderen findet, jeder Beschreibung spottet, so enthält es doch kein Zaubermittel, allen Schmerz und Kummer zu bewältigen, der von Außen her in ihr stilles Eden gedrungen ist. Der Tod des Herzogs wäre an sich schon mehr als hinreichend gewesen, ihren ersten Wonnetaumel zu mäßigen, selbst wenn nicht das liebevolle Andenken, welches sie dem Dahingeschiedenen widmeten, mit der schmerzlichen Erinnerung

an seinen Irrwahn und dessen Ursache sich paarte; was aber noch weit mehr bittere Wermuthstropfen in ihren Freudenkelch mischte, war das Schicksal der armen Amina.

Aus dem Vorhergehenden wissen wir, daß Amina nach jenem blutigen Ereigniß auf der Stechbahn in ein hitziges Fieber verfiel. Die Krankheit wich bald wieder den Heilmitteln, die ihr besorgter Vater dagegen anwendete, die herbe Qual aber, die ihr Herz zerriß, konnte nur solchen Mitteln weichen, welche ihr die reichen Hülfsquellen ihres eigenen Innern an die Hand gaben. Doch auch diese wirkten nur langsam, und lange hatte es den Anschein, als gebe sich Amina ohne Widerstand einer Verzweiflung hin, in welcher sie rettungslos untergehen müsse.

So wenigstens urtheilte die junge Gräfin, die ihrerseits den sehnlichen Wunsch ihres Gatten theilte, die Wunden heilen zu helfen, welche sie Beide so absichtslos dem Herzen des armen Mädchens geschlagen hatten.

„Nur Geduld, meine geliebte Maria," sagte Bruno zu seiner Gemahlin, „noch sind bei Aminen die schmerzlichen Eindrücke, die wir verwischen möchten, zu neu und zu lebhaft, doch bald wird die Zeit ihren lindernden Einfluß geübt haben, und dann wird es unseren vereinigten Bemühungen gelingen, sie mit ihrem Loose auszusöhnen."

Und so geschah es denn auch. Es hatte schon während der Genesung nach der schweren Krankheit in Aminens

Innerem eine Wandlung begonnen, die, wenn sie auch langsam von Statten ging, doch schließlich zu einer klaren Erkenntniß all der Täuschungen führte, die in ihrem phantasiereichen Kopfe so fest gewurzelt hatten. Und zwar war es zunächst ein Zweifel an der Richtigkeit der mystischen Lehren der Astrologie, mit welcher die Metamorphose ihren Anfang nahm. Es darf uns aber nicht Wunder nehmen, daß ein solcher Zweifel in Aminen auftauchte. Ihr ganzes früheres Leben war eine Kette von Illusionen gewesen, ihr eingeimpft von dem überspannten und halb irrsinnigen Vater, genährt durch ihre eigene glühende Einbildungskraft und in wirksamster Weise unterstützt und getragen durch die mittelalterliche Sitte und den blendenden Pomp, womit der Herzog sich und sein Hauswesen umgab. In einer Welt der Wunder hatte die Geheimlehre des Angelo Catto ihre volle Berechtigung gehabt, ja das feenhafte, schimmernde Gebäude hatte erst seine Vollendung erhalten durch die Mysterien, die sich in dem Laboratorium bargen, in welchem Amina ihre meiste Zeit verbrachte.

So war es bis zur Zeit, da Amina erkrankte. Als sie aber dann aus den wirren Fieberträumen wieder zum vollen Bewußtsein erwachte, da fand sie sich in eine ihr ganz neue Welt versetzt, in welcher das sonderbare Treiben ihres alten, nach dem Tode seines Freundes und Beschützers fast stumpfsinnig gewordenen Vaters einzig und

allein durch den schneidenden Contrast auffiel, den es mit der aller Romantik entkleideten Wirklichkeit bildete. Der bunte, einer längst entschwundenen Zeit abgeborgte Tand war wieder in die Rumpelkammer ewiger Vergessenheit geworfen worden, nur ein einziger armseliger Fetzen davon zog noch das Auge auf sich. War es möglich, mit einem anderen Gefühle als dem des Mitleids darauf zu blicken?

Beruhten aber somit die Vorhersagungen des Astrologen nur auf Irrwahn und Aberglauben, gab es also auch kein Band, mittelst dessen ihr, Aminens, Loos unzertrennbar mit dem des Grafen Bruno verknüpft war, gab es keine durch den Rathschluß einer allwaltenden Schicksalsmacht bedingte Nothwendigkeit, auf welche ihre schon in der Kindheit vollzogene Umwandlung in den Pagen Antonio vernunftgemäß bezogen werden konnte, so mußte auch Alles, was der Page Antonio gethan, gedacht und gefühlt, so mußte auch sein Lieben und Leiden und ganzes Sein an Gehalt und Wesenheit verlieren. Mit anderen Worten: Aminens Empfinden war von jeher und namentlich in Bezug auf Bruno eng verflochten gewesen mit der überregen Thätigkeit ihrer Phantasie, und der letzteren konnte der Grund und Boden, der ihr Nahrung gegeben, nicht entzogen werden, ohne daß auch die Gluth ihrer Gefühle bis zu einem gewissen Grade sich abkühlte.

Wenn aber auch ihre Liebe für Bruno allmählich den Charakter schwesterlicher Zuneigung annahm, eine tiefe schmerzliche Wehmuth haftete noch lange in dem wunden Herzen der armen Amina; und konnte sie auch manchmal lächeln, wenn sie an das zurückdachte, was sie ihre „Pagenstreiche“ nannte, so stahl sich doch noch öfter, wenn der schöne Glückstraum in wechselnden Bildern an ihrem Geiste vorüberzog, eine helle Thräne in ihr Auge.

* * *

Der Zauber hat sich gelöst, der bisher auf dem Schauplatze unserer Geschichte ruhte, die schimmernde Seifenblase der Fiction ist geplatzt, und wo der goldverbrämte Rittermantel und das Federbaret so lange siegreich das Feld behaupteten, sind der Frack und der Cylinder wieder zu ihrem Rechte gelangt. Doch Frack und Cylinder — was hier so viel heißen möge wie Ernst und Nüchternheit — begegnen uns nur zu häufig im täglichen Leben, und ich habe sie, während ich mich mit Euch, meine lieben Leser, unterhielt, nicht an den Nagel gehängt, um sie am Schlusse meiner Erzählung länger als nöthig zu tragen. Darum, gefiel Euch das launige Phantasiespiel, so werdet Ihr es auch nicht tadeln wollen, daß ich den buntscheckigen Vorhang so schnell wie möglich herabrauschen ließ.

Nicht nur der Zwergin zu Liebe nannte ich das Buch Marotte, sondern auch, weil es in der That eine bloße Marotte ist, und als solche einigen Anspruch auf die Nachsicht erheben dürfte, die so oft auch anderen Marotten zu Theil wird.